Thorner Zeitung

Begründet anno 1760

Ostdeutsche Zeitung und General-Anzeiger

Erscheint täglich. Bezugspreis vierteljährlich bei Abholung von der Geschäfts- oder den Ausgabestellen in Thorn, Mocker und Podgorz 1,80 M., durch Boten frei ins Haus gebracht 2,25 M., bei allen Postanst. 2 M., durch Briefträger 2,42 M.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Seglerstraße 11. Telegr.-Adr.: Ostdeutsche. — Fernsprecher: Nr. 46. Verantwortlicher Schriftleiter: August Schacht in Thorn. Druck und Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung G. m. b. H., Thorn.

Nr. 108. Dienstag, 9. Mai 1905.

Tagesschau.

Nach einer Bekanntmachung des Reichskanzlers ist der neue preußische Minister des Innern Dr. von Bethmann-Hollweg zum Bevollmächtigten zum Bundesrat ernannt worden.

Die Verhandlungen im preußischen Eisenbahnministerium über eine Reform der Personen- und Gepäcktarife haben zu einem Einverständnis über die wesentlichen Punkte geführt.

Reichstag und Landtag nehmen in dieser Woche ihre Sitzungen wieder auf.

* Das Oberkriegsgericht in Saarburg sprach im Aufruhrprozeß sämtliche 9 Angeklagten frei.

* Im Königsberger Hochverratsprozeß verwarf das Reichsgericht die Revisionen des Staatsanwalts und der Verurteilten.

In dem heute in Paris beginnenden Hochverratsprozeß gegen Tamburini-Tolpert wird der ehemalige französische Kriegsminister André als Zeuge vernommen werden.

* Der französische Minister Delcassé will angeblich wieder einmal zurücktreten.

König Menelik von Abbessinien erklärte den Vertretern einiger europäischen Mächte, daß die äthiopische Bahn einen internationalen Charakter tragen solle.

* In Thorn und Mocker fand gestern vom herrlichsten Wetter begünstigt die Schillerfeier statt

Deutsches Reich

Die zweite Lesung der Arbeiterschutznovelle dürfte voraussichtlich noch nicht in dieser Woche im Plenum verhandelt werden, da auf Wunsch der Kommission der Vorsitzende der Kommission beim Präsidenten v. Kröcher dahin vorstellig wird, daß vor Beginn der zweiten Lesung der ersten Novelle im Plenum auch die zweite Novelle in der Kommission fertiggestellt wird, was bis zum Anfang der nächsten Woche dauern dürfte.

Die deutsch-amerikanischen Handelsvertragsverhandlungen behufs Vorbereitung eines Gegenseitigkeitsvertrages werden, wie aus dem amerikanischen Staatsdepartement verbreitet wird, im nächsten Herbst geführt, aber vorher nicht in Angriff genommen worden.

Die Vorlage wegen der Kamerunbahn, deren Annahme in der letzten Bundesratssitzung erfolgt ist, ist dem Reichstag zugegangen. Die Kolonialfreunde hoffen, daß die Vorlage, die bekanntlich eine Reichsgarantie für die Eisenbahn in Duala nach den Manengubabergen vorsieht, noch in dieser Tagung erledigt werden wird. Die „Münchener Neuesten Nachrichten" wollen wissen, daß Entwürfe über Bahnen in Südwestafrika in der gegenwärtigen Session nicht mehr eingebracht werden, ebenso wenig ein neuer Nachtragsetat.

Wegen der Fleischteuerung hat eine allgemeine Wirteversammlung zu Nürnberg nach dem „Fränk. Kur." beschlossen, vom 8. Mai ab ihre Speisenpreise um 15 Prozent, je nach Verhältnis der Geschäfte, zu erhöhen. Der Mindestpreis für Mittagessen wurde auf 60 Pf. festgesetzt; Kesselfleisch und gekochtes Fleisch soll nicht unter 25 Pf. abgegeben werden; für Wurstwaren und Preßsack, sowie Emmentaler Käse ist der niedrigste Preis 15 Pf. die Portion, Limburger Käse 10 Pf. Nach demselben Blatt beginnt auch in Ansbach die Fleischversorgung den Schlächtern bereits Schwierigkeiten zu bereiten wegen der Höhe der Preise für Schlachtvieh und des mangelnden Angebots. Auch die Preise für andere Lebensmittel wie Eier, Butter, Gemüse usw. sind zurzeit in Ansbach angesichts der ungünstigen Witterung außergewöhnlich hohe. Die Ansbacher Gastwirte gehen gleichfalls damit um, ihre Speisenpreise entsprechend zu erhöhen.

Das Urteil im Saarburger Aufruhrprozeß ist vom Oberkriegsgericht am Sonnabend nachmittag gesprochen worden. Es wurden sämtliche 9 Angeklagte freigesprochen. Das Kriegsgericht der 30. Division hatte wegen militärischen Aufruhrs Konieczny zu fünf Jahren einem Monat Zuchthaus, Beier zu fünf Jahren Zuchthaus sowie Ausstoßung aus dem Heere, Zeck und Riederich zu je fünf Jahren Gefängnis und Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes verurteilt. In der Urteilsbegründung ist angegeben, daß die Aussage des Hauptbelastungszeugen durch Vernehmung neuer Zeugen widerlegt sei.

Der Königsberger Hochverratsprozeß. Das Reichsgericht verwarf im Königsberger Hochverratsprozesse sowohl die Revision der Angeklagten als auch die des Staatsanwalts. Was die letztere betrifft, wurde ausgeführt, daß der Paragraph 102 keine Anwendung finden könne, weil die Gegenseitigkeit von Rußland weder durch einen besonderen Vertrag noch durch Gesetz verbürgt sei, und die Versicherung des Botschafters, daß die Gegenseitigkeit verbürgt werde, deshalb nicht in Betracht kommen könne, weil die Gegenseitigkeit bereits zur Zeit der Tat verbürgt sein müsse.

Ausland

Österreich-Ungarn.

Zu der österreichisch-italienischen Ministerkonferenz in Venedig nimmt nunmehr die offiziöse „Politische Korrespondenz" das Wort, um den in jeder Beziehung höchst befriedigenden Verlauf der Begegnung Goluchowskis und Tittonis zu betonen, der sowohl in Wien wie in Rom vorausgesehen worden wäre. „Diese Zusammenkunft konnte", nach der „Polit. Korr.", „nicht den Zweck verfolgen, in den für beide Staaten in Betracht kommenden Angelegenheiten ein Einvernehmen erst herzustellen, da die Regierungen beider Länder schon seit langem in dieser Beziehung sich in vollständigem Einklang befinden. Der politische Wert der Begegnung bestand in der dadurch gewonnenen Gelegenheit, der engen Fühlung der beiden Staaten das lebhafte Gepräge des gesprochenen Wortes zu verleihen, sowie den Parallelismus der Bestrebungen der beiderseitigen Kabinette zu bekräftigen. Eine weitere nicht zu unterschätzende Bedeutung der Zusammenkunft liegt darin, daß der innige Charakter des Verhältnisses zwischen Italien und Österreich-Ungarn, welches vielfache Mißdeutungen erfahren hat, mit zweifelloser Klarheit sichtbar gemacht wurde. Wenn somit die Begegnung in die Beziehungen der beiden Regierungen kein neues Moment bringen konnte, so bildet sie doch bezüglich des Bundesverhältnisses und der herzlichen Freundschaft zwischen Österreich-Ungarn und Italien eine mit lebhafter Genugtuung zu begrüßende Manifestation, die in der öffentlichen Meinung beider Länder verständnisvolle Würdigung gefunden hat. Man darf hoffen, daß diese Wirkung sich als nachhaltig erweisen und das neuerliche Auftauchen irriger, der Politik der beiderseitigen Regierungen durchaus zuwiderlaufender Ansichten verhindern werde."

Frankreich.

Neue Gerüchte über den Rücktritt Delcassés. Die offiziöse „Agence Havas" meldet aus Paris. Ein Blatt veröffentlichte eine Note, in der der Rücktritt Delcasses als bevorstehend bezeichnet wurde und als Grund hierfür Meinungsverschiedenheiten angegeben wurden, die zwischen ihm und Rouvier entstanden seien. Wir glauben versichern zu können, daß seit der vor 14 Tagen erfolgten Einreichung des Entlassungsgesuches durch Delcasse und der auf Wunsch Rouviers erfolgten Zurücknahme sich nichts ereignet hat was das heute verbreitete Gerücht begründen kann. Wir können sogar hinzufügen, daß Delcasse sich am Sonnabend vormittag nach dem Finanzministerium begeben hat und dort eine lange Unterredung mit Rouvier über die auswärtige Politik gehabt hat. In politischen Kreisen dagegen wird die Nachricht des „Figaro" von dem Rucktritt des Ministers des Äußern Delcasse bestätigt und der Rücktritt für Ende dieser Woche erwartet. Als Nachfolger werden genannt: Louis Cambon, Barrere und der Gouverneur von Indochina, Beau, falls nicht der Minister des Innern Etienne das Portefeuille des Äußern übernimmt.

England.

Die diesjährigen englischen Flottenmanöver sollen ausfallen. Amtlich wird als Grund angegeben: Es könnte Unzuträglichkeiten mit sich bringen, falls sie zu dieser Zeit in der geplanten Weise ausgeführt werden. Wenn sie aber nicht in vollem Umfange durchgeführt würden, würden sie nicht das lehren, was sie lehren sollen. Die amtliche Bekanntmachnng nimmt offenbar Bezug auf die geplanten, über die ganze englische Küste sich erstrecken sollenden Manöver, die am 10. Dezember vorigen Jahres angekündigt wurden; es sollten alle Geschwader annehmen, Krieg sei ausgebrochen und sie sollten zu den Flotten stoßen, zu denen sie gehören; dabei sollten alle Kommandanten nach eigener Initiative verfahren, ohne sich mit der Admiralität ins Vernehmen zu setzen.

Der russisch-japanische Krieg.

In Zarskoje Sselo fand die Beförderung von Zöglingen der Militärlehranstalten zu Offizieren statt, und zwar, wie der Kaiser in seiner Ansprache an die Beförderten ausdrücklich hervorhob, wegen der schweren Verluste an Offizieren in der Mandschurei bereits 4 Monate früher als sonst üblich. Befördert wurden insgesamt über 1150 Pagen und Junker, von denen 367 der Infanterie, 148 der Kavallerie und 153 den Genietruppen zugeteilt werden.

Von der russischen Flotte

liegen keine weiteren Nachrichten vor. Von London aus ist an viele englische Schiffe, die nach ostasiatischen Häfen unterwegs sind, Befehl ergangen, in Singapore oder einem anderen geeigneten Hafen zu bleiben, da die russische Flotte das chinesische Meer verlassen hat. Die Anwesenheit der russischen Schiffe die alle neutralen Schiffe durchsuchen läßt, bildet eine ernste Gefahr für den englischen Handel im fernen Osten.

Stadttheater.

„Carmen", Oper in 4 Akten von **Georges Bizet.**

Der Erfolg der Oper „Carmen" ist jetzt von aller Welt anerkannt. Aber nicht immer wurde sie zu den Meisterwerken der internationalen Musik gerechnet, sondern es gab eine Zeit, da nur ein kleiner Teil der musikalischen Welt die Schönheiten des Werkes erkannte. Man hat versucht, Bizet einen Nachahmer Wagners zu nennen. Doch er ist kein Nachahmer, er war sein eigner Führer, er ist seine eigenen Wege gewandelt, und reinste Orginalität tritt uns in seinen Werken entgegen. Wir bedauern, daß Bizet im jugendlichen Alter von 37 Jahren starb, denn seine Werke „die Perlenfischer", „das Mädchen von Perth" und besonders „Dschamileh", von welchen das letztgenannte der Oper „Carmen" fast ebenbürtig ist, legen von dem hohen musikalischen Wirken des Komponisten das beste Zeugnis ab. Bizet wandelte seine eigenen Wege, und dadurch hebt er sich aus der Reihe der neueren Komponisten ganz bedeutend hervor. Bei der Aufführung der Oper „Carmen" sind Schwierigkeiten mannigfachster Art zu überwinden. Bizet liebt es, die einzelnen Motive zu Ende zu führen und sofort mit gänzlich neuen die musikalische Handlung weiter zu spinnen. Dadurch stellt er an die Sänger, Chor und Solisten, ebenso hohe Anforderungen wie an die Musiker. Deshalb darf bei einer Erstaufführung auch nicht ein allzustrenger Maßstab bei dem Chor und dem Orchester angelegt werden, zumal wenn, wie es bei unserm Opernorchester leider der Fall ist, die mannigfachsten Nebenumstände für die Proben inbetracht zu ziehen sind. Gegenüber diesen Nebenumständen ist auch die umsichtigste Tüchtigkeit eines Kapellmeisters und Opern-Routiniers, wie es Karl Schwab in der Tat ist machtlos. Die Monatsoper soll dazu bestimmt sein, dem Theaterpublikum die Meisterwerke der Opernmusik vorzuführen. Es liegt in der Natur der Sache, daß nur wenig Wiederholungen gegeben werden können. Da nun das Opernorchester für Opern absolut nicht geschult ist, ergibt sich daraus die Notwendigkeit der vielen Proben. Diese aber sind bei der gegenwärtigen starken dienstlichen Inanspruchnahme nur unter größten Schwierigkeiten durchzuführen, deshalb können manche Opern nicht mit jener Gründlichkeit vorbereitet werden, die im Interesse der Gesamtwirkung unbedingt notwendig wäre. So erging es der gestrigen „Carmen"-Aufführung. Das Orchester ließ — ich betone ausdrücklich nochmals ohne ein Verschulden des leitenden Kapellmeisters Herrn Karl Schwab — sehr viel zu wünschen übrig. Es folgte dem Dirigenten nicht, der sich vergeblich bemühte, die Tempi in der vorgeschriebenen Weise herauszuarbeiten. Dadurch wurden natürlich auch die Leistungen der Sänger beeinträchtigt. Manchmal wurden im Orchester auch falsche Töne und falsche Einsätze bemerkbar, doppelt fühlbar bei einer Oper wie „Carmen", die eine ungemein diffizile Behandlung erfordert. Wenn in den folgenden Jahren eine Monatsoper zusammentritt und im Orchester nicht allzuviele Änderungen eintreten, so wird sich das Orchester eine Opernroutine aneignen, die unerläßlich ist. In Bromberg war es genau so. Als ich im Jahre 1897 im April dort die erste Monatsoper im neuen Stadttheater zu rezensieren hatte, mußte Kapellmeister Kiehaupt, der Vorgänger Schwabs am Danziger Dirigentenpult, mit den gleichen Schwierigkeiten kämpfen. Dort in Bromberg sind sie überwunden, hier werden sie überwunden werden.

Weiter oben bemerkte ich schon, daß die Bizet'sche Musik sich aus einzelnen „Nummern": Arien, Duetten, Ensemblesätzen zusammensetzt, die rezitativisch verbunden werden. Diese Rezitative dürfen als Meisterwerke orchestraler Instrumentationskunst bezeichnet werden. Bizet verzichtet in „Carmen" auf ein Leitmotiv im Wagnerschen Sinne, er verwendet aber wiederkehrende Motive, wie z. B. das Schicksalsmotiv der Carmen, die der gleichen Idee dienen. Dabei versteht Bizet es ausgezeichnet, die Personen der Oper zu charakterisieren, besonders ist dies der Fall bei Carmen und José. Was die beiden auch singen, alles schließt sich zusammen zu einem einheitlichen Ganzen, das den Charakter der Personen wiedergibt. Dadurch aber gerade veranlaßt Bizet die Hörer zum Denken und zum Verbinden der einzelnen Charakterzüge, deshalb wirkt eine Unterhaltung und ein Tuscheln während der Aufführung, wie es gestern leider in sehr hohem Maße zu bemerken war, ungemein störend.

Frl. Mary Marny sang die Carmen. Die Meinungen darüber sind geteilt, ob die Carmen von der Hochdramatischen oder der Altistin gesungen werden soll. Ich neige der Ansicht hin, daß die Carmen das eigentliche Element der Altistin ist. Frl. Marny verfügt ja über eine vorzügliche Stimme; sie weiß auch stets den richtigen Ausdruck zu treffen, aber das Dämonische wirkt in der tiefen Lage gewaltiger, packender, und es ist m. E. besser wenn die Altistin die hohen Töne, als wenn die Hochdramatische die tiefen Töne punktiert. Carmen ist temperamentvoll, trotzig, ungebändigt, die Habanera offenbart ihren frechen und herausfordernden Charakter und in ihrem Liebeslied denkt sie nur an jene sinnliche Liebe, die sich „alle 6 Wochen", wie Escamillo sagt, einem anderen Gegenstand zuwendet. Bei aller Anerkennung der Leistungen des Fräulein Marny vermißte ich hier im ersten Akt die Wildheit, die ungebändigte Sinnlichkeit, die Partie wurde zu sehr im Gesellschaftstone wiedergegeben. Die Habanera soll fast als Couplet vorgetragen werden, nachlässig im Ton, auch hier wäre ein Weniger mehr gewesen.

Das Gegenteil von der Carmen sind Josè und Micaëla. Diese beiden sind verwandte Naturen, schwärmerisch und lyrisch. Herr Hans Tänzler und Gerda Laaß konnten im Spiel diesen beiden Partien vollkommen genügen. Auch die gesangliche Leistung des Herrn Tänzler kann im allgemeinen als gut bezeichnet werden. Inniger und hingebender hätte ich das Geständnis der Liebe zu Carmen im 2. Akt gewünscht. Die Cavatine ist nicht sentimental, sie ist groß, heilig, erweckt aber zugleich Mitleid mit dem Opfer der sinnlichen Zigeunerin. Wenn hier etwas mehr der richtige Ton für die Empfindung getroffen worden wäre, hätte die Leistung als vorzüglich gelten können, denn in der Szene im 4. Akt wußte Herr Tänzler die ganze Wehmut, aber auch seine ganze Wut zum Ausdruck zu bringen, die ihn packen, als er vernimmt, daß Carmen mit ihm nur gespielt hat. Die Partie der Micaëla nimmt für sich ein, da man geneigt ist, allen unschuldig Leidenden Interesse zuzuwenden, und der Beifall, den Frau Laaß für ihre Es-dur-Arie im 3. Akt erhielt, war wohlverdient. Das Kartenterzett des 3. Aktes gehört zu den besten Tonmalereien, die es gibt, und hier hat Bizet sich als ein Meister der Charakteristik gezeigt. Frau Rüthling und Fräulein Zeidler führten im Verein mit Fräulein Marny dies Terzett in geradezu vorzüglicher Weise durch, nur wäre zu wünschen, daß Frau Rüthling sich in der Tonstärke ihren Partnerinnen anpaßt, um sie nicht zu decken.

Darstellerisch am besten war gestern abend Herr Julius Kiefer als Escamillo. Seine Erzählung in f-moll erfordert neben dem gesanglichen Temperament auch darstellerische Gewandtheit und Energie, und beide vereinigten sich bei Herrn Kiefer zu einem wirkungsvollen harmonischen Ganzen. Wenn gegenüber dieser Glanzleistung das Duett mit Jose im 3. Akt verblaßt, so liegt die Schuld nicht an Herrn Kiefer, sondern an dem Komponisten, der in diesem Duett eine schwache Stelle seiner Komposition zeigt. Von den kleineren Partien seien Leutnant Zuniga (Herr Hugo Leman) und Sergant Morales (Herr Schmid) lobend erwähnt.

Die Bühnenbilder waren im großen Ganzen gut, nur den 2. Akt hätte ich lieber anders ausgestattet gesehen. Nicht daß ich am Althergebrachten hänge und alles nach Schema F. behandelt wissen möchte, aber die Schenke bei Lillas Pastia soll doch ein verräuchertes Schmuggler-Lokal sein, das an wilde Orgien erinnert, die darin gefeiert wurden. So aber glaubte man sich in ein besseres Gartenrestaurant versetzt. Die Balletszene im 4. Akt fehlte, wie dies ja auch nicht anders zu erwarten war. Der Beifall des gut besuchten Hauses war herzlich und lebhaft; er dürfte sich bei der zweiten Aufführung der Oper am Donnerstag noch verstärken.

A. Schacht.

Der Schillerfeier erster Tag.

Ehret Eure deutschen Meister!

Nicht nur im deutschen Vaterlande, sondern überall auf der Welt, wo Deutsche wohnen, wo die deutsche Mundart eine Insel in dem sie umgebenden Sprachenmeere bildet, liegt in diesen Tagen der Name Schiller auf allen Lippen. Staunend sieht das Ausland, wie die Deutschen, unter denen kleinlicher Hader und engherzige Mißgunst nie ganz verstummten, sich plötzlich unter dem Zeichen der Schillerfeier zu einer gewaltigen Kundgebung deutschen National-Bewußtseins zusammenfanden. „Wir feiern zuviel Feste!" grollt einer unserer Dichter der Gegenwart. Er mag Recht haben. Zu oft wird ein lächerlich geringer Anlaß herbeigezogen, um Vereine mit fliegenden Fahnen aufmarschieren zu lassen, um von Begeisterung und Selbstgefühl triefende Reden zu halten. Wenn man fast täglich zu hören bekommt: „Seht, wie prächtig ist es im deutschen Vaterlande, seht, wie viele große Männer hat unser Volk hervorgebracht, so muß das mehr erschlaffend als anspornend auf die Tatkraft wirken. Das Feste-Feiern wird so zur Gewohnheit, daß man schließlich das Urteil darüber verliert, was wirklich groß und erhaben, oder was nur in einen künstlichen Glanz gehüllt ist. Andererseits ruft uns ein wirklich Großer unseres Volkes, Richard Wagner, zu: „Ehret Eure deutschen Meister!" Und wenn es, wie bei der Schillerfeier, sich darum handelt, das Gedächtnis eines Heros neu zu befestigen und zu feiern, der wie nur ein anderer — Goethe — dazu geholfen hat, das deutsche Volk geistig den übrigen Nationen gleichzustellen, ja es darüber zu erheben, dann kann keine Kundgebung eindrucksvoll und großartig genug sein. Denn nicht nur in diesen festlichen Tagen soll der Name Schillers aus jedem deutschen Munde erklingen, nein, so gewaltig, wie Orgelton und Glockenklang, soll er erbrausen, daß er noch nach Jahrzehnten im Herzen aller widerhallt, daß auch dem geringsten und ungebildetsten es sich unverlöschlich einprägt: was Schiller uns in seinen unsterblichen Werken schenkte, ist nicht nur Eigentum der gebildeten Klassen, sondern Gemeingut des Volkes. Wenn durch die großartige Feier, zu der sich unser ganzes Volk rüstete, erreicht wird, daß ein Wehen des erhabenen Geistes, der die Schöpfungen unseres Dichterfürsten durchdringt, auch an das Herz der Deutschen rührt, die sonst in dem Kampfe des Lebens nicht viel Zeit haben, sich mit Dichtkunst und gelehrten Sachen abzugeben, dann ist der Zweck erreicht, dann ist die würdigste Ehrung vollbracht, die man einem Menschen darbieten konnte.

Für unsern Teil des Vaterlandes, wo das Deutschtum, der Gedanke des geeinten großen Vaterlandes immer noch, und von Tag zu Tag erbitterter, durch das Polentum bekämpft wird, wo das Dichterwort: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern", noch viele taube Ohren gefunden hat, da ist die Schillerfeier nicht nur eine Ehrung des großen Dichters, da wird sie zu einer gewaltigen Kundgebung des Deutschtums. Sie wird und muß die ungeschwächte Kraft des deutschen Volkes unseren polnischen Landsleuten vor Augen führen und ihnen mit unerbittlicher Schärfe beweisen, daß diese Kraft noch vorhanden sein wird, wenn der letzte polnische Laut längst wie Spreu im Winde verweht ist.

Thorunia huldigt dem Dichter.

Thorn, die alte, im Kampfe für deutsche Ideale so oft erprobte, wehrhafte Stadt, wollte es sich natürlich nicht nehmen lassen, unsern großen Dichter würdig zu ehren. Tage-, wochenlang war emsig gearbeitet worden, um die Feier zu einer unvergeßlichen zu gestalten. Selbst das Wetter, das in den letzten Tagen in die Launen des April zurückfallen zu wollen schien, hatte sich im letzten Augenblicke besonnen und machte allen Voraussagungen der Wetterpropheten und Wetterwarten zum Trotz ein freundliches Gesicht, als wollte es auch seinen Teil zur Erhöhung der Festfreude beitragen. Das ganze Straßenbild zeigte schon am frühen morgen ein besonderes Aussehen. Fröhlich flatterten im Winde die Fahnen, mit denen sich fast jedes Haus geschmückt hatte. Die kleinen Mädchen, die auch im Festzuge nicht fehlen wollten, zeigten sich zum erstenmal in diesem Jahre stolz im schneeigen Glanze der weißen Kleider, bei den Herren hatte dagegen der feierliche hohe Hut und der schwarze Rock fast gänzlich die leichte, farbige Sommerkleidung verdrängt. Kurz nach Mittag erreichte das Leben und Treiben auf den Straßen seinen Höhepunkt. Die Mitglieder der Schützenbrüderschaft in ihren kleidsamen Uniformen, die der Krieger-, Sport- und gewerblichen Vereine mit ihren Vereinsabzeichen, die Angehörigen der Gilden und Gewerkschaften zum Teil in historischen Kostümen oder „zünftig" gekleidet, eilten ihren Versammlungsplätzen zu.

Bald ertönte Musik von allen Seiten. Mit fliegenden Fahnen marschierten die Vereine, Körperschaften und Schulen nach dem Wilhelmsplatze, wo sich

der Festzug

bildete. Dank der vorzüglichen Organisation ging die Aufstellung und der Abmarsch des waltigen Zuges in völliger Ordnung vor sich. Mit schmetternden Fanfaren eröffneten vier Herolde in prächtigen mittelalterlichen Kostümen den Zug. Es folgte die erste Gruppe mit der Kapelle der 21er und der langen Reihe zum größten Teil weiß gekleideter Mädchen aus den hiesigen Schulen. Mit Fahnen und schärpegeschmückten Fahnenträgern schloßen sich die Gemeindeschulen an. Dazwischen hatte der Huldigungswagen seinen Platz erhalten. Aus trutzigem Mauerkranze wuchs die schöngegliederte Gruppe hervor. Auf der höchsten Zinne die Büste Schillers, deren Sockel die Idealgestalten der Kunst, der Industrie, Justitia, des Handels und der Wissenschaft huldigend umgaben, und ihr gegenüber unter einem Baldachin Thorunia mit Mauerkrone und wehrhafter Waffenrüstung, gleichsam als Schützerin der Künste, Wissenschaften und Gewerbe. Vorn schloß das gelungene Modell der Weichselbrücke den Wagen ab, der auf seiner Rückseite das Bild des Rathauses zeigte. Sechs Pferde mit weißen, blau umrandeten Schabracken und von Heiducken in historischen Trachten geführt, zogen den Wagen. In der zweiten Gruppe marschierten hinter der Kapelle des Art.-Regts. Nr. 11 die Primaner des Gymnasiums, die mit ihren weißen Mützen und der von schlägertragenden „Chargierten" begleiteten Fahne einen ganz studentenmäßigen Eindruck machten. Weitere Gymnasialklassen, die Knabenmittelschule, die erste Gemeindeschule, das kath. Seminar und die Präparanden-Anstalten bildeten den Schluß der Abteilung. In der folgenden Gruppe, die von der Musik der 61er, dem Landwehr- und dem Krieger-Verein, sowie den Kriegsveteranen eröffnet wurde, bildeten ein vom Radfahrerverein „Vorwärts" gestelltes, in den Thorner Stadtfarben geschmücktes Dreirad mit Vorreitern und die weißen Anzüge der Vereinsmitglieder einen wirkungsvollen Gegensatz zu dem feierlichen Schwarz der Militärvereine. Der Hauptanziehungspunkt der Gruppe aber war der Wagen „Das Mädchen aus der Fremde". Dargestellt war in sehr glücklicher Weise, wie das geheimnisvolle Mädchen unter den armen Hirten Blumen und Früchte austeilt:

> Willkommen waren alle Gäste;
> Doch nahte sich ein liebend Paar,
> Dem reichte sie der Gaben beste,
> Der Blumen allerschönste dar.

Landleute in malerischen Trachten umgaben den Wagen, der sicherlich zu dem schönsten zählte, was der Festzug barg. Ein besonders lebhaftes Bild bot die vierte Gruppe. Die Schützenbrüderschaft in grauen Uniformen und mit Scheibenträgern in Rokoko-Kostümen, die Innungen zum Teil in Zunftkleidung, die Insignien ihres Gewerbes auf Stangen tragend, gewährten dem Auge schon Abwechslung genug. Außerdem fuhren in der Gruppe aber noch zwei Festwagen. Der erste, der Tellwagen stellte die Szene dar, wo Tell sich aus dem Kahne ans Land schwingt und das gebrechliche Fahrzeug mit samt dem Landvogt und seinem Troß in die wilde See zurückstößt. Landsknechte, Reisige und charakteristische Gestalten aus dem „Tell" umgaben den Wagen. Selbst der bekannte Hut auf der Stange fehlte nicht. Sehr gelungen war der Wagen „Eleusisches Fest." In wogendem Getreidefelde erhob sich der Altar der Ceres. An ihm steht die Göttin in weißem Gewande, Kornblumen im Haar, umgeben von der Menge, die sie zur wahren Kultur geführt hat. Den Schluß des Zuges machte die fünfte Gruppe mit dem Wagen der Glocke, einem Wagen der Steinmetzen und einem Spritzenwagen. Den erstgenannten Wagen hatte die Fabrik Drewitz gestellt. Er zeigte die Glocke, wie sie eben aus der verhüllenden Form hervorgegangen ist. Die Inschrift:

> Wenn die Glock' soll auferstehn,
> „Muß die Form in Stücken gehen,"

die über dem Wagen angebracht war, wies darauf hin. Meister und Gesellen umgaben die mächtige Glocke um sie taufend zu weihn

> „Concordia soll ihr Name sein!"

In den Schoß der Erde führte der zweite Wagen. Weit erschloß sich der gähnende Spalt und bot seine Schätze den suchenden Menschen dar. Gnomen bevölkerten eine zackige Felswand, von der emsige Steinmetzen gewaltige Quadern los löβten. Sinnsprüche, die auf den Segen der Arbeit hinwiesen, zierten den Wagen:

> „Arbeit ist des Bürgers Zierde,
> Segen ist der Mühe Preis,
> Ehrt den König seine Würde,
> Ehret uns der Hände Fleiß!"

und: „Im engen Kreis verengert sich der Sinn.
> Es wächst der Mensch mit seinen großen Zwecken."

Auch der Einheitsgedanke kam zum Ausdruck durch den Vers:

> „Wir wollen sein ein einnig Volk von Brüdern,
> In keiner Not uns trennen und Gefahr!"

Einen würdigen Abschluß des Zuges bildete der Wagen der Feuerwehr. Mit vier flotten Pferden bespannt, die vom Sattel aus gelenkt wurden, machte das Gefährt einen schneidigen Eindruck.

Nicht unerwähnt bleiben darf auch der Wagen der Sanitätskolonne, der die sinnige Aufschrift trug:

> Wir wollen stets bestrebt sein
> Uns tüchig einzuüben
> Damit wir hülfreich können sein
> Im Kriege und im Frieden.

Glücklicherweise brauchten die Sanitätsmannschaften nicht in Tätigkeit zu treten.

Einen Festzug, wie den gestrigen, dürfte Thorn noch nicht gesehen haben. Gegen 3000 Personen waren daran beteiligt. Obgleich der Abmarsch ohne Stockung vorsichging, dauerte es über 30 Minuten, bis sich der ganze Zug entwickelt hatte. Was sich von unserer Einwohnerschaft dem Zuge nicht angeschlossen hatte, umsäumte in dichten Reihen die Feststraßen oder hatte die Fenster aller Häuser besetzt.

Auf dem Festplatze,

wo der schier endlose Zug um $3^1/_2$ Uhr eintraf, hatten sich bereits vorher zahlreiche geladene Gäste eingefunden. Wir bemerkten Se. Exzellenz Generalleutnant Brunsich Edler von Brun, Gouverneur von Thorn, den russischen Vize-Konsul, Herrn Ministerialrat von Loviagin, Herrn Landrat Dr. Meister, den Kaiserlichen Bankdirektor Herrn Ortel, Vertreter der Offizierskorps unserer hiesigen Regimenter, der städtischen Kollegien usw. Nachdem der Festzug aufmarschiert war, verkündete ein schmetterndes Trompetensignal den Beginn der Feier. Herr Professor Boethke bestieg die Rednertribüne, um in kurzer Rede Schiller als den Dichter der Tat zu feiern. Nicht eine Trauerfeier, so führte der Festredner aus, gezieme sich für den heutigen Tag, wenn es auch gelte, dem Tode Schillers Erinnerungen zu weihen. Wir dürften nicht beklagen, daß unser großer Dichter dem Erdenlose folgend in ein besseres Jenseits eingegangen sei. Schmerzlich sei allerdings, daß der Tod Schiller fortriß, während er auf der Höhe seiner Schaffenskraft stand, ehe der Dichterfürst gewaltige Werke, die er geplant oder schon begonnen hatte, zu Ende führen konnte. Aber die hundert Jahre, die seit dem Tode Schillers verflossen sind, haben den Schmerz um den Verlust vergessen gemacht. Heute lebt nur noch dankbare Freude über das, was uns der Genius des Dichters schenkte. Bereits als Kinder haben wir uns an seinen Gedichten erfreut, als Jünglinge uns an seinen Balladen begeistert, die reifen Männer finden in seinen Dramen und geschichtlichen Werken reinsten Genuß. Und diese Werke werden unsterblich sein und fortdauern, wenn längst jene in Vergessenheit geraten sind, die an ihnen eine Kritik zu üben sich vermaßen. Man hat Schiller den Dichter der Frauen genannt, weil sich in einigen seiner Schöpfungen ein sentimentaler Zug zeige. Nichts ist indessen falscher. Der Dichter der Tat, der Willenskraft und der Energie ist er vielmehr zu nennen. Die Tat verkörpert sich in seinen größten Meisterwerken, und ein leuchtendes Vorbild dafür, was man durch Willenskraft erreichen kann, hat uns Schiller selbst gegeben. Entstanden doch zu einer Zeit, wo Krankheit und Schmerzen seinen Körper verzehrten, gerade die erhabensten seiner Dichtungen. Die Wallenstein-Dramen, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina Wilhelm Tell: sie alle entstammen einer Periode, die für Schiller eine Zeit schwerer Leiden war.

Um das Gedächtnis an den Dichter lebendig zu erhalten soll jetzt ein Baum gepflanzt werden. Möge er blühen und wachsen, so schloß der Redner, auf daß mit ihm der Name Schillers fortlebe.

Die Pflanzung der Schillerlinde.

Nach der Ansprache des Herrn Professor Boethke wurde die junge Linde, die im ersten Frühlingsschmuck prangte, eingepflanzt. Den ersten Spatenstich tat der Festredner mit den Worten: „Arbeit ist des Bürgers Zierde." Ihm folgte Herr Bürgermeister Stachowitz mit dem Spruche: „Das Echte ist der Nachwelt unverloren". Weitere Spatenstiche taten Se. Exzellenz Brunsich Edler v. Brun, Herr Landgerichtspräsident Geh. Oberjustizrat Hausleutner, Herr Landrat Dr. Meister, Herr Gymnasialdirektor Dr. Kanter und Herr Direktor Dr. Maydorn. Nunmehr ergriff Herr Bürgermeister Stachowitz das Wort. Er übernahm die Linde im Namen der Stadt. Wie man aus Schillers Werken Erholung nach den Stunden der Arbeit schöpfen könne, so sollte der Baum dem müden Wanderer Schatten und Erquickung spenden. Der Schillerplatz, auf dem die steht, ist für die fröhlichen Spiele der Jugend bestimmt. Ihr solle Gelegenheit gegeben werden, den Körper durch Bewegung im Freien zu kräftigen und zu stählen, damit sie den Anforderungen gerecht werden kann, die einst das Vaterland an sie stellen wird. Von dem Dichterworte: „Ans Vaterland, ans teure schließ' dich an", ausgehend, gedachte der Redner des deutschen Vaterlandes und schloß mit einem brausend wiederholten Hoch auf den Kaiser, dem sich die unter Musikbegleitung von allen Festteilnehmern gesungene Nationalhymne anschloß. Der gemeinsame Gesang von „Deutschland Deutschland über alles" beendete die offizielle Feier.

Das Volksfest im Walde.

Noch aber dachte niemand ans Nachhausegehen. Nahe am Festplatz waren im Walde Buden und fliegende Restaurationen aufgeschlagen und gewaltige Fässer warteten der durstigen Gäste. Die 11er Artillerie-Kapelle führte Freikonzert auf, und so entwickelte sich bald ein echtes Volksfest. Auch im Ziegeleipark war der Andrang des Publikums ein gewaltiger. Hier spielte die Kapelle der 61 er. Die ganze Gesellschaft Thorns hatte sich Rendezvous gegeben. Auf den Wegen wogten die Zuhörer in ununterbrochener Kette auf und ab, und die Frühjahrstoiletten der Damen wetteiferten erfolgreich mit den Uniformen der Offiziere. Erst als der Abend heruntersank begann der Sturm auf die Elektrische, die gestern gegen 10 000 Personen beförderte.

Wie man in Mocker Schiller ehrte.

In unserm Nachbarorte war man nicht weniger tätig gewesen wie in Thorn, um das Andenken des großen Dichters würdig zu feiern. Auch dort begann das Schillerfest mit einem imposanten Umzuge, der sich um 3 Uhr nachmittags in Bewegung setzte. Musik eröffnete den Festzug. Ihr folgten die Gemeindevertreter, die katholische Mädchenschule, die evangelische Knabenschule, die Liedertafel mit ihrer Fahne, die Feuerwehr, die Kriegsveteranen und die Schützen in ihren graugrünen Uniformen. Einen schmucken Eindruck machte die Jugendwehr, deren Mitglieder alle gleichmäßig mit weißer Hose, blauer Jacke und grauem Huten bekleidet waren. An sie reihte sich die katholische Knabenschule und die evangelische Mädchenschule an. Dann kam der Landwehrverein. In weißen Hosen und mit Eichenreisern auf den Hüten rückten die Turner heran, die den Schluß machten. Vom Amtshause aus durch die Linden- und Thornerstraße bewegte sich der Zug nach dem Wiener Cafe. Dort nahmen die Festteilnehmer und zahlreiches Publikum Aufstellung, und Herr Amtsvorsteher Falkenberg ergriff das Wort zu einer Ansprache, der die Worte aus der Glocke zu Grunde lagen:

> „Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
> Da kann sich kein Gebild gestalten,
> Wenn sich die Völker selbst befrein,
> Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn."

Redner feierte Schiller als den Sänger der echten Vaterlandsliebe und schloß mit einem Hoch auf den Kaiser. Sodann wurde eine Schillerlinde gepflanzt, wobei der Amtsvorsteher, die Gemeindevertreter und die Vorstände der beteiligten Korporationen und Vereine die ersten Spatenstiche taten.

Ihre Fortsetzung fand die Feier im Saale des Wiener Cafe, wo Kränze an einer Schillerbüste niedergelegt wurden. Die Liedertafel trug „Es lächelt der See" in der Komposition von Joachim Raff und „Die Worte des Glaubens" in der Stadeschen Vertonung vor. Nun hielt Herr Pfarrer Heuer die Festrede. Er gab einen Überblick über den Lebensgang Schillers und feierte den Dichter als Vorbild der Energie und seine Werke als unsterblich. Ein Festreigen der Schulen unter Leitung der Lehrerin Frl. Stadthaus und weitere Gesangsvorträge der Liedertafel schlossen sich an die Festrede an. Dann kamen die Turner an die Reihe, deren Gruppen mit außerordentlicher Präzision ausgeführt wurden. Nach der Schlußgruppe erzwang der Beifall eine Wiederholung. Sein Ende erreichte das gehaltvolle Programm mit Szenen aus „Wilhelm Tell", die mit begleitender Deklamation zur Darstellung kamen. Auch in Mocker endigte das Fest nicht mit der Abwicklung des offiziellen Programms. Lange noch blieb man in froher Stimmung zusammen.



Elbing, 7. Mai. Marokkanisches Vieh wird den kaiserlichen Gütern Cadinen und Urville überwiesen werden. Das Vieh wurde dem Kaiser bei Gelegenheit seines Besuches in Marokko vom Sultan zum Geschenk gemacht. Die Tiere befinden sich bereits auf der Fahrt nach Deutschland. — Der Gutsverwaltung in Cadinen ist von dieser Viehsendung noch keine Nachricht zugegangen.

Elbing, 7. Mai. In der Stadtverordnetensitzung wurde dem Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs für dieses Jahr ein Beitrag von 500 Mk. bewilligt.

Elbing, 7. Mai. Unter dem Verdacht, das Schadenfeuer entfacht zu haben, das in der Nacht zum Sonnabend in Zeyersrosengart die Wohnhäuser der Eigentümer Kebbe, Laabs und Martin Möller in Asche legte, ist nach einer Ortsbesichtigung, die eine Gerichtskommission vornahm, der Eigentümer Kebbe verhaftet worden. Bei ihm war das Feuer ausgekommen. Kebbe besaß in Zeyersrosengart zwei Häuser, von denen das Hauptgebäude stehen blieb.

Dt. Eylau, 6. Mai. Das hiesige

Gesellschaftshaus hat Herr Pfahl an Herrn Templin für 88000 Mk. verkauft.

Freystadt, 6. Mai. Die Einführung des neuen Bürgermeisters von Freystadt, Herrn Wende, hat durch Herrn Landrat Brünneck-Beschwitz stattgefunden.

d. **Argenau,** 7. Mai. Am Sonntag, den 14. Mai veranstaltet der hiesige und der Hohensalzaer Turnklub einen Turnmarsch über Jakobskrug und den neuen See nach Suchatowko. Hier ist Zusammentreffen mit den Thorner Turngenossen. Die Vorsitzenden der beiden Nachbarvereine, Professor Boethke-Thorn, der Nestor des Kreis I. N.-O. der Turnerschaft, und Bürgermeister Dr. Kollath-Hohensalza nehmen teil.

2. Schmiede-Bezirkstag in Thorn.

Der erst vor kurzer Zeit gegründete Westpreußische Bezirk des Deutschen Schmiedeverbandes hielt am Sonnabend und Sonntag im hiesigen Schützenhause seinen 2. Bezirkstag ab, der von Delegierten aus fast allen Orten zahlreich besucht war. Am Sonnabend abend hatten sich die Delegierten und Gäste zu einer Vorversammlung eingefunden, der als Vertreter des Magistrats Herr Syndikus Kelch beiwohnte. In ieser Vorversammlung wurde die endgültige Tagesordnung für die Hauptversammlung festgestellt, auch wurden die Referate über die einzelnen Punkte verteilt.

Die eigentlichen Verhandlungen begannen am Sonntag vormittag 11 Uhr. Als Vertreter des Magistrats war wieder Herr Syndikus Kelch erschienen. Der Bezirksvorsitzende Wangnet-Dirschau begrüßte die Erschienenen mit dem Hinweis, daß der Bezirk in der kurzen Zeit seines Bestehens erfreuliche Fortschritte gemacht habe, daß aber noch sehr viel zu tun übrig bleibe. Besonders müsse darauf hingewirkt werden, daß alle, die noch nicht Mitglieder sind, sich dem Verbande anschließen. Redner schloß mit einem Hoch auf den Kaiser. Der Vorsitzende des Deutschen Schmiedeverbandes, Scholz-Berlin, begrüßte die Vertreter namens des Verbandes, der sich von einer Mitgliederzahl von 6000 auf 12000 entwickelt habe. Er legte die Notwendigkeit dar, daß der Handwerkerstand sich zu Verbänden zusammenschließt, die eine Vertretung in den gesetzgebenden Körperschaften in der Zukunft ermöglichen. Gerade der Handwerkerstand habe im Reichstag keine Vertretung gefunden, deshalb werde auch so wenig für das Handwerk getan. Dieser Umstand solle aber eine Mahnung für die Handwerker sein, sich fester aneinander anzuschließen.

Von Felske-Marienburg ist der Antrag [illegible]ngebracht, bei der Handwerkskammer eine [illegible]nderung der §§ 129 und 131 der Reichsgewerbeordnung zu beantragen in dem Sinne, daß den Gutsschmieden, die von den Gutsbesitzern gegen Lohn und Deputat angestellt sind, in Zukunft die Ausbildung von Lehrlingen untersagt wird. Jetzt dürfe jeder, sobald er Geselle und über 24 Jahre alt sei, sich mit der Lehrlingsausbildung befassen, auf den Gütern aber werde der Lehrling mit anderen Dingen als mit seiner Ausbildung beschäftigt. Die Gutsschmiede gehörten zum landwirtschaftlichen Betriebe, sie seien auch zu den landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften beitragspflichtig. An den Antrag knüpft sich eine längere Debatte, in deren Verlauf Stadtrat Kelch zu erwägen gibt, ob sich nicht empfehlen würde, dem Antrage die Form zu geben, daß die Lehrzeit bei den Gutsschmieden nur zur Hälfte angerechnet werden solle. Nachdem noch verschiedene Delegierte auf die Ausdehnung des obligatorischen Fortbildungsschul-Unterrichtes auch auf die kleinen Gemeinden und Gutsbezirke hingewiesen hatten, wird der Antrag Felske mit großer Majorität angenommen.

Ein Antrag der Culmer Schmiede-Innung betr. einer Nachtragsbestimmung zum § 9, Ziffer 7 wegen des Lehrlingswesens ist so undeutlich gefaßt, daß erst nach längerer Unterhaltung festgestellt werden kann, was gemeint ist. Es handelt sich darum, daß die Handwerkskammer auch Lehrlinge von solchen Meistern freispricht, die in einem Orte wohnen, an dem eine Innung besteht. Es wird durch die Debatte den Innungen empfohlen, sich von der Handwerkskammer das Recht sichern zu lassen, daß an solchen Orten die Freisprechung nicht durch die Kammer erfolgt, sondern durch die Innung erfolgen muß.

Schmiedemeister Zigelski-Dtsch. Krone referiert über die Frage der Lehrzeit und beantragt, der Verband wolle die Lehrzeit auf drei Jahre festlegen. Demgegenüber beantragt Heymann-Mocker, daß die Lehrzeit für solche Lehrlinge die auf Meisters Kosten lernen, vier Jahre betragen solle. Im Gesetz sei bestimmt, daß die Lehrzeit drei bis vier Jahre betragen dürfe. Dieser Antrag wird mit großer Mehrheit angenommen.

Sikorski-Briesen hat einen Antrag betr. der Meisterprüfungen eingebracht. Die Frage bedarf aber noch so sehr der Klärung, daß die Erledigung der Angelegenheit dem Verbandsvorstande überlassen wird.

Über die Gründung einer Sterbe-Unterstützungskasse für Innungsmeister referiert der Verbandsvorsitzende Scholz-Berlin. Er empfiehlt dem Bezirk, die Gründung einer solchen Unterstützungskasse, da einesteils durch diese den Mitgliedern bezw. deren Familie geholfen werde, andererseits aber auch eine solche Wohlfahrtseinrichtung ein gutes Propagandamittel sei, um noch Fernstehende heranzuziehen. Es wird die Errichtung einer solchen Kasse im Prinzip beschlossen, die Statuten sollen auf dem nächsten Bezirkstage zur Beratung und Beschlußfassung vorgelegt werden.

Der Haushaltplan wird nach der Vorlage des Vorstandes genehmigt. Der westpreußische Schmiedebezirk umfaßt danach gegenwärtig 612 Mitglieder, die 367,20 Mark Beitrag zahlen. Mit Rücksicht auf diese geringen Einnahmen macht sich gegen die Entsendung eines Delegierten zum Bundestage in Wiesbaden erheblicher Widerspruch geltend. Da im nächsten Jahr der Bundestag aller Wahrscheinlichkeit nach in Königsberg abgehalten wird, hält man eine Verschiebung der Beteiligung auf das nächste Jahr für zweckmäßig. Als jedoch darauf hingewiesen wird, daß die Handwerkskammer möglicherweise einen Betrag zu den Kosten eines Delegierten leisten würde, erklärt sich die Versammlung mit der Entsendung unter dieser Voraussetzung einverstanden. Zum Delegierten wird Wangnet-Dirschau gewählt.

Inzwischen hatten sich die Reihen aus Anlaß der Schillerfeier in Thorn schon erheblich gelichtet, zwei Referate über die Berufsgenossenschaft und die Haftversicherung hatten mehr aufklärenden Zweck. Die Vorstandswahl ergab Wiederwahl der bisherigen Mitglieder. Zum Orte des nächsten Bezirkstages wurde Marienburg in Aussicht genommen und bestimmt.



Thorn, 8. Mai.

– **Bei der Festfeier im Artushof,** die morgen (Dienstag) nachmittag 5 Uhr stattfindet, ist ein pünktliches Erscheinen der Sänger aller drei beteiligten Gesangvereine (Liedertafel, Liederkranz, Liederfreunde) erforderlich, damit die Aufführung der Gesänge nicht in Frage gestellt wird.

– **Aus dem Theaterbureau.** Heute, Montag, den 8. Mai, abends 7½ Uhr geht (zum letzten Male): „Der Freischütz" komische Oper in 4 Aufzügen von Karl Maria von Weber in Szene. Dienstag, den 9. Mai 1905 keine Vorstellung. Mittwoch, den 10. Mai 1905, abends 7½ Uhr: „Cavalleria rusticana" (Sicilianische Bauernehre) von Pietro Mascagni; Hierauf; „Der Bajazzo" Drama in 2 Akten und einem Prolog von R. Leoncavallo. Donnerstag, den 11. Mai „Carmen". Freitag, den 12, Mai „Martha" oder: „Der Markt zu Richmond" Oper in 4 Abt. von W. Friedrich., Musik von Friedrich v. Flotow. –

– **In den Ausstand** sind heute die hiesigen Sackträger bezw. Kleiesacker getreten. Anscheinend ist es einigen Aufrührern gelungen, diese sonst ruhige Kategerie von Arbeitern, die eine recht lohnende Beschäftigung finden, ohne Grund zur Arbeitseinstellung verleitet zu haben. Das diese etwas erreichen werden, ist kaum zu erwarten. Auch dürfte dieser Streik nicht von langer Dauer sein.

– **Meteorologisches.** Temperatur + 18, niedrigste Temperatur + 11, höchste + 25, Luftdruck 760 Millimeter. Wetter heiter. Wind Süd-Ost.

– **Der Wasserstand der Weichsel** betrug heute + 51 Meter über Null. Warschau + –.

Podgorz, 6. Mai.

a. **Der Kriegerverein** hielt gestern im Hotel zum Kronprinzen eine gut besuchte Monatsversammlung ab, die in Abwesenheit der beiden Vorsitzenden, vom 1. Schriftwart Kameraden Westphal geleitet wurde. Er gedachte der Mittelmeerfahrt der kaiserlichen Familie und feierte das hohe Geburtstagskind, und die Kameraden bekräftigten die Glückwünsche mit einem dreifachen Hurra; Kamerad Lehrer Berg hielt einen Vortrag über Schiller. Zum Kriegerbezirkstage in Culm wurden 4 Delegierte gewählt und zwar die Kameraden Zimmbeul, Maaß Hahn und Penn als Stellvertreter: Maek, Pinkall, Starczynski und Beddert. Anläßlich der silbernen Hochzeit des Kaisers soll ein Fonds gestiftet werden, dessen Zinsen an aus dem Kriegsinvalidenhause entlassene Zöglinge gezahlt werden sollen. Es wird daher behufs Entgegennahme von Beiträgen bei den Kameraden eine Liste zirkulieren. Zur Deckung der Unkosten bei der am 14. d. Mts. zu veranstaltenden Schillerfeier wurden 20 Mk. aus der Vereinskasse bewilligt. – In der evangelischen und katholischen Schule findet die Schillerfeier am 9. d. Mts. vormittags 9 Uhr und zwar bei Nicolai und in der 1. Kl. der katholischen Schule statt. Die Fortbildungsschule veranstaltet die Feier 7½ Uhr abends in der evangelischen Schule.

Zur Schillerfeier am 9. Mai 1905.

1. Wohl prangt in unsres Volkes Ruhmeshallen
Mit goldnen Lettern manches teure Bild;
Doch zählt zu den erhabensten von allen
Eins, so titanenhaft und doch so mild,
Sein Bild, das wir mit Wehmut und Entzücken
So festlich heut' mit frischem Lorbeer schmücken.

2. Er schuf nicht, um zu prunken und zu glänzen,
Verhaßt war ihm des Beifalls blasser Schein;
Er pflückte Rosen, himmlisch zu umkränzen
Das schale, dorndurchflocht'ne Erdensein;
Er rang, in hoffnungsfreud'gem, kühnem Wagen
Zu Himmelshöhen uns emporzutragen.

3. Herb war der Schmerz, als seiner schwachen Hülle
Der mächt'ge Genius so früh entschwand;
Doch goß des kurzen Lebens reiche Fülle
Wie Tau erquickend sich aufs dürre Land.
Manch stolzer Stern verblich, der sich vermessen,
Ihn zu verdunkeln, er bleibt unvergessen!

4. Was er von Freiheit, Menschenrecht gesungen,
Wie Wetterleuchten flog's von Gau zu Gau;
Nun hat sein Geist den Erdkreis fest umschlungen,
Es naht des Völkerfrühlings lichtes Blau,
Und heute tönt auf weitem Erdenrunde
Sein Name feierlich von Mund zu Munde.

5. Mag ihn der Tor den großen Träumer schelten,
Der uns im Wolkenflug der Erd' entführt,
Und dennoch wird's für alle Zeiten gelten,
Daß nur Begeist'rung heil'ge Flammen schürt.
Reißt man vom Himmel seine goldnen Sterne,
Entflieht der Menschheit Glück in dunkle Ferne.

6. Weh denen, die ein ödes Nichts uns zeigen,
Den Wahn verkünden, der sie selbst betört,
Den Blick verzagt zu dunkeln Tiefen neigen,
Den er zum Sternenhimmel stolz gekehrt.
Sie leugnen blöde Himmel, Licht und Leben;
Sie rauben alles, können nichts uns geben.

7. O kämpfet, denen Himmelskraft verliehen,
Um jenes Ziel, das glühend ihn beseelt,
Damit wir nicht vor toten Götzen knieen,
Uns nicht des Lebens Kern und Inhalt fehlt;
O reißt die tote Menge aus dem Staube
Und predigt wieder: Hoffe, liebe, glaube!

8. Nur so kann Erde sich und Himmel einen
Und enden Bruderhaß und Trug und Schmach,
Das Sphärenlicht verklärend niederscheinen,
Das ihn umstrahlt, bis ihm das Auge brach;
Dann wird, was Geist und Herz noch bannt, zergehen;
Die Menschheit feiert froh ihr Auferstehen!

Friedrich Pleger, Thorn.

NEUESTE NACHRICHTEN

Die Wahlen zu dem Kaufmannsgericht.

Berlin, 8. Mai. Bei den gestrigen erstmaligen Arbeitnehmerwahlen zu den Berliner Kaufmannsgerichten siegte die Liste des deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes mit 3247 Stimmen. Die Liste des Hamburger Vereins von 1858 erhielt 2742 Stimmen, die des Kaufmännischen Hilfsverein 2227 Stimmen, die der Sozialdemokraten 2146 Stimmen und die Liste des Verbandes der vereinigten Kaufleute 2109 Stimmen.

Bootsunfälle.

Prenzlau, 8. Mai. Auf dem Uckersee kenterte gestern ein Segelboot. Zwei Insassen ertranken, die übrigen wurden gerettet.

Cöln, 8. Mai. Gestern nachmittag kenterte ein Boot, drei Insassen ertranken.

Der Kaiser in den Reichslanden.

Straßburg, 8. Mai. Der Kaiser traf 11 Uhr 55 Minuten mit Sonderzug von Karlsruhe hier ein und fuhr gleich darauf nach St. Pilt weiter. Von hier aus begibt er sich per Automobil nach der Hohkönigsburg.

Ein Opfer des Sports.

Braunschweig, 8. Mai. Bei dem gestrigen Radrennen verunglückten 2 Radfahrer. Einer von ihnen war sofort tot.

Kurszettel der Thorner Zeitung.

Berlin, 8. Mai.		6. Mai.
Privatdiskont	2⅜	2⅜
Österreichische Banknoten	85,25	85,20
Russische "	216,–	216,–
Wechsel auf Warschau	–,–	–,–
3½ pZt. Reichsanl. unk. 1905	101,50	101,40
3 pZt. "	90,40	90,40
3½ pZt. Preuß. Konsols 1905	101,40	101,40
3 pZt "	90,40	90,40
4 pZt. Thorner Stadtanleihe	103,90	103,90
3½ pZt. " " 1895	98,80	98,80
3½ pZt. Wpr. Neulandsch. II Pfbr.	99,10	99,10
3 pZt. " " II "	87,80	87,90
4 pZt. Rum. Anl. von 1894	92,20	92,40
4 pZt. Russ. unif. St.-R.	84,10	84,60
4½ pZt. Poln. Pfandbr.	94,30	94,60
Gr. Berl. Straßenbahn	184,60	185,30
Deutsche Bank	236,50	237,75
Diskonto-Kom.-Ges.	186,30	186,75
Nordd. Kredit-Anstalt	120,40	120,40
Allg. Elektr.-A.-Ges.	236,75	237,–
Bochumer Gußstahl	243,–	245,50
Harpener Bergbau	214,–	214,90
Hibernia	–,–	–,–
Laurahütte	266,90	268,75
Weizen: loko Newyork	92⅛	92⅝
" Mai	172,25	171,75
" Juli	173,75	173,25
" September	170,50	171,–
Roggen: Mai	149,–	148,50
" Juli	149,–	148,50
" September	143,–	143,50

Wechsel-Diskont 3 pZt., Lombard-Zinsfuß 4 pZt.





Hinweis: Der Gesamtauflage unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt der **Weidhaas'schen Kurmethode** bei, auf welchen wir noch besonders aufmerksam machen. Selbe basiert im Grunde auf nur einem Faktor, der leider im Leben so wenig zu Worte kommt, der Vernunft. Diejenigen, die es angeht, sollten nicht versäumen, sich mit dem **Kurinstitut Spiro-Spero (Paul Weidhaas) in Niederlössnitz bei Dresden** in Verbindung zu setzen.

Hierzu Beilage, Unterhaltungsblatt und ein illustriertes Schiller-Gedenkblatt.



Denn wer den Besten seiner Zeit genug getan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.
(Schiller, Wallensteins Lager.)

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born.
(Schiller, Ideal und Leben.)

Zum neunten Mai.

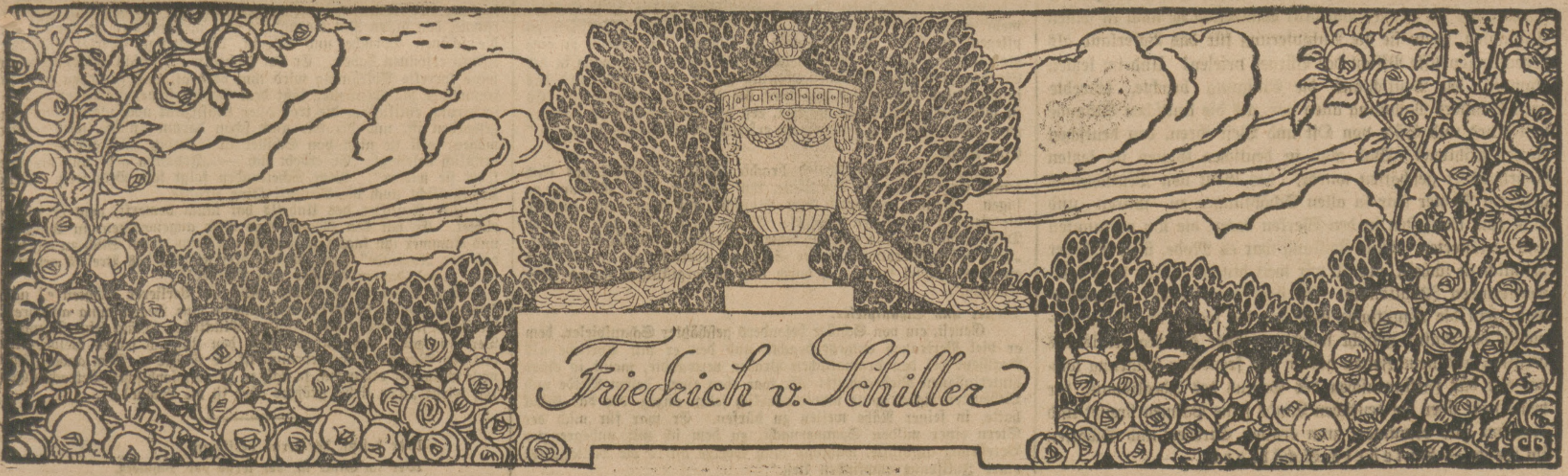
Was tönt so dumpf die Maienluft, die klare?
Was will der Trauersang, so feierlich?
Er ist doch unser, ob auch hundert Jahre
Dahingegangen, seit er einst erblich,
Ob unsre Ahnen schon an seiner Bahre
In Tränen klagten, weil sein Hauch entwich. —
Es wandelte sein Sarg sich zum Altare,
Sein Dichterwort, es wurde zur Fanfare.

Der Jugend Sturm, ihr grausiges Zerschellen,
Der Standesschranken tötende Gewalt,
Des Bürgeraufstands blutgetränkte Wellen,
Des Wallensteiners mystische Gestalt,
Hispaniens, Englands Hof, die Kriegsgesellen
Der frommen Jungfrau — allem gabst Du Halt.
Und was Dein Griffel formte zum Gedichte,
Das blieb am Leben, wurde zur Geschichte.

Was in der Jugend keimen will und sprossen,
Was in des Mannes Busen kühn sich regt,
Was in der Jungfrau Seele sich erschlossen,
Der Gattin und der Mutter Herz bewegt,
Was nach des Lebens Stürmen unverdrossen
Der Greis als Edelschatz im Innern hegt —
Wir dankens Deinem klingenden Fanale,
Dir, Urquell unsrer höchsten Ideale.

Als Zwietracht unser Vaterland verzehrte,
Uns schmählich unter Fremdlingsjoch gebeugt —
Wer war's, der uns zur Einigkeit bekehrte?
Wer machte unser Herz dem Kampf geneigt?
Wer war es, der zur Freiheit uns bewehrte?
Wer hat uns mahnend Tells Geschoß gezeigt?
Du riefst zur Hoffnung uns, zum Stolz, zum Trutze,
Wir zogen aus in Deines Geistes Schutze.

Dein Todestag? Wes Lied wie Deins erklungen,
Der ist erhaben über Zeit und Ort,
Der hat Unsterblichkeit sich selbst ersungen,
Und unvergeßlich lebt sein Name fort.
Du hast den Allbezwinger Tod bezwungen,
Und durch Äonen klingt Dein Seherwort.
Wo Deutsche leben auf dem Erdenrunde —
Dein Name einigt sie zum Bruderbunde.



Willst Du Dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben,
Willst Du die andern verstehen, blick in Dein eigenes Herz.
(Tabulae votivae.)

Unser Schiller.

Von Professor Dr. Eduard Hermann.

An der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts stehen jene beiden Riesengestalten deutscher Dichtkunst, deren Werke die Kleinodien in der Krone der deutschen Literatur bilden: Goethe und Schiller. Aber während Goethe wie in seinem Leben so auch in seinen Werken nur selten herabsteigt in jene Niederungen, wo das Volk sich müht und plagt, griff der stürmende Idealismus seines Freundes tief ein in das Volksleben, erfrischte und erhob nach des Lebens täglicher Mühsal und gewährte einen Ausblick auf jene Höhen der Glückseligkeit und der reinen Freude, die für ach so wenige von uns Sterblichen erreichbar sind. So wurde Friedrich Schiller der Liebling des deutschen Volkes, und er ist es geblieben.

Hundert Jahre sind seit des Großen Tod verflossen, aber noch lebt sein Andenken frisch im Herzen der deutschen Nation, noch gehen tiefe, nachhaltige Wirkungen von seinen Werken aus. Ja, gerade unsere Zeit des materialistischen Hastens und Jagens, der realistischen Anschauungs- und Betrachtungsweise, sie verspürt wieder ein leises Sehnen nach jenem glühenden Idealismus, der die Schöpfungen des Meisters durchzieht. Das deutsche Volk, das der Mahnung seines größten Dichters: „Seid einig, einig, einig!“ Folge geleistet hat, blickt nun zurück auf die glorreichen Ruhmestage und, stolz auf sein Werk, wendet es sich wieder zu ihm, der in seinem „Wilhelm Tell“ das ragende Denkmal der Freiheit errichtet hat, um von ihm weitere Anregung und Belehrung zu empfangen. Und vom unerschöpflichen Quell Schillerscher Poesie ergießt sich von neuem ein befruchtender Strom in die deutschen Lande. Ist doch neben dem Freiheitsgedanken das Pflichtbewußtsein der Kernpunkt der Schillerschen Gedankenwelt. Und was ist den Bürgern eines großen und mächtigen Staates notwendiger als der Gedanke ihrer Pflichten gegen ihre Nation! Jeder einzelne muß sich voll bewußt sein seiner Pflichten gegen Staat und Gesellschaft und handeln im Rahmen der Gesetzmäßigkeit. Das ist die Freiheit, die Schiller meint, nicht die Zügellosigkeit, nicht die völlige Loslösung von allen staatlichen und gesellschaftlichen Gesetzen und Formen, mit einem Worte nicht die Anarchie, sondern die Freiheit, deren innerster Kern ein tiefes und heiliges Pflichtbewußtsein bildet. Es ist das Freiheitsideal des großen Weisen von Königsberg, Immanuel Kant, dem auch Friedrich Schiller seine Huldigung darbringt. Und es ist kein Zufall, daß der deutscheste aller Philosophen, Kant, und der deutscheste aller Dichter, Schiller, dasselbe Ideal der Freiheit sich formen. Das deutsche Volk hatte während der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit genugsam die Schrecken einer zügellosen Anarchie verspürt, und im Zeitalter Schillers war der Dreißigjährige Krieg mit all seinen Wirrnissen noch nicht verschmerzt und vergessen. Konnte der Genius des deutschen Volkes, wie er sich in Schiller offenbarte, also einen anderen Freiheitsbegriff bilden als den der Gesetzmäßigkeit und vollendeten Harmonie?

Diese ebenmäßige Harmonie durchzieht alle Schöpfungen des Meisters, insbesondere seine dramatischen. Von Thüringen, von wo aus Luther dem deutschen Volke die Bibel schenkte, reichte Schiller seinem Volke das deutsche Drama dar. Durch das Wirken von Schiller und Goethe im lieblichen Weimar gelangte die deutsche Literatur zur ebenbürtigen Selbständigkeit, und Frankreich, das soeben durch das Schwert Friedrichs des Großen des deutschen Landes verwiesen worden war, wurde nun auch auf dem Gebiete der Literatur endgültig auf seine Landesgrenzen beschränkt. Man kann wohl sagen, daß Goethe und Schiller die literarische Einigung des deuschen Volkes vollzogen haben, welche die notwendige Vorbedingung für die politische war. Schillers spezielle Bedeutung aber liegt darin, daß er der begeisterte Herold des Einigungsgedankens war, des entsagungsfreudigen Idealismus, der sein Alles dareinsetzt, die Ehre und Größe seines Volkes zu verteidigen.

Die Hunderttausende, die während der Freiheitskämpfe herbeiströmten, um ihr Herzblut für die Befreiung des Vaterlandes zu opfern, sie alle waren echt Schillerschen Geistes voll, durchdrungen von der hehren Bedeutung ihrer Aufgabe. Auch die Freiheitsdichter selbst, was predigten sie anderes als ihr großes Vorbild! Wandelten sie nicht in seinen Fußtapfen, wenn sie die Aufopferung für das Vaterland als bedeutungsvollste Pflicht der Bürger priesen! Und im letzten Kampfe, der Deutschland die Einigung brachte, schwebte nicht Schillers Mahnung allen vor, als die deutschen Stämme von Nord und Süd, von Ost und West ihren, den deutschen Kaiser wählten? Was auch in deutschen Gauen im letzten Jahrhundert geschaffen wurde, der Geist von Deutschlands größtem Dichter war in allen Schöpfungen zu spüren und nicht zum wenigsten in den Werken derer, die ihn verkannten und verlästerten. Eine Zeitlang war es Mode, über Schiller heimlich zu lächeln, als ob wir weit hinaus wären über solch weltfremden Idealismus. Es war jene Epoche, wo naturwahr sein die Hauptsache war, wo die wahre Kunst im Kopieren der Natur gesucht wurde. Aber der Naturalismus verging, und neue Zeiten hörten mit freudiger Rührung wieder auf das Fittigrauschen des Genius des Idealismus, der heute weit über die deutschen Lande seine Palmen breitet und ermahnt und ermuntert zum ernsten Streben und Schaffen im Geiste — Friedrich Schillers.

Aus des Dichters Lebensbuch.

Um das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her...

Ein passenderes Motto für das Buch seines eigenen Lebens hätte sich Schiller nicht wählen können, als dieses sich an Horaz anlehnende Zitat aus seinem „Siegesfest“. Von frühester Jugend an umschatteten ihn Frau Sorges graue Flügel. Als er am 10. November 1759 zu Marbach am Neckar das Licht der Welt erblickte, weilte sein Vater, der damalige Leutnant, früher Feldscher Johann Kaspar Schiller, im Kriegslager fern der Heimat. Sein Großvater mütterlicherseits, der Bäcker und Löwenwirt Kodweis, bei dem seine Mutter Elisabeth Dorothea während der jahrelangen, nur durch kurze Urlaubswochen unterbrochenen Abwesenheit ihres Mannes wohnte, befand sich in den mißlichsten pekuniären Verhältnissen und entging nur mit Mühe dem drohenden Bankerott. Die sanfte, treusorgende Mutter, die bei beschränkter Schulbildung regen Sinn für Natur und Poesie besaß, wußte trotz der bedrückenden Enge diese Häuslichkeit zu einer harmonischen zu gestalten, in der das Talent des heranwachsenden Knaben nicht erstickt, sondern gefördert wurde. Allerdings hatte sie in ihrem frommen Sinn für ihren Sohn den Beruf eines Pfarrers in Aussicht genommen. Seinen ersten Unterricht erhielt der junge Johann Christoph Friedrich denn auch in Lorch, wohin sein inzwischen zum Hauptmann beförderter Vater versetzt worden war, bei dem dortigen Ortspfarrer Moser, dem er in seinen „Räubern“ später ein Denkmal setzte.

Die Lage der Familie besserte sich, als der Herzog Karl von Württemberg 1770 dem Hauptmann Schiller die Aufsicht über die Gärten des Lustschlosses Solitude übertrug. Eine Folge dieser Beziehungen zum Herzog war es auch, daß der junge Friedrich zu Anfang des Jahres 1773 in die militärische Karlsschule aufgenommen wurde, die damals auf der Solitude selbst ihren Sitz hatte, zwei Jahre später aber nach Stuttgart verlegt wurde. Schiller widmete sich zunächst dem Studium der Jurisprudenz, in Stuttgart dem der Medizin. Hier schuf der jugendliche Dichter seine „Räuber“, an deren Vollendung ein Kreis jugendlicher Bewunderer regen Anteil nahm. Große Verstimmung erregte es bei dem sich nach freiem Schaffen sehnenden Jüngling, daß seine Entlassung von der Akademie auf persönliche Anordnung des Herzogs um ein Jahr hinausgeschoben wurde, weil seine wissenschaftlichen Arbeiten exzentrische Ausdrücke und „zu viel Feuer“ enthielten, das erst gedämpft werden müsse. Seitdem mag schon der Gedanke an Befreiung vom lästigen Joch des militärischen Berufes in des Dichters Seele erwacht sein. Mit Glücksgütern war der Regimentsmedikus ohne Portepée beim Grenadierregiment des Generals Augé, zu welchem Range Schiller nach Absolvierung der Karlsschule erhoben wurde, auch nicht gerade gesegnet. Bei 18 Gulden Monatsgage war der bittersten Not die Tür geöffnet, umsomehr, als Schiller auch für seine literarischen Bestrebungen Geld aufwenden mußte. Als ihm im Mai 1872, nachdem er ohne Urlaub heimlich einer Aufführung seiner „Räuber“ in Mannheim beigewohnt hatte, in einem herzoglichen Ukas das „Komödienschreiben“ ein für allemal untersagt wurde, gedieh in ihm der Fluchtplan zur Reife. Am 17. September 1782 verließ der Dichter in Begleitung seines treuen Freundes, des Musikus Streicher, nach rührendem Abschied von seiner Mutter, die württembergische Residenz Stuttgart und entkam glücklich nach Mannheim, um von nun an gänzlich seiner Kunst zu leben.

Aber so hoch die Schwingen seines Genies ihn auch trugen, neben dem Flügelroß schwebte nun erst recht ständig die Sorge her. Jahre der bittersten Enttäuschungen, der schwersten Kämpfe folgten. Zwar fand Schiller in Mannheim treue Freunde, besonders war es die geistreiche Charlotte von Kalb, die fördernd in sein Leben eingriff und ihn in Beziehungen zum kunstliebenden Herzog Karl August von Weimar brachte, die für seine spätere Zukunft so bedeutungsvoll werden sollte. Doch Not und Sorge verließen ihn nicht. Als er 1785 Mannheim verließ, um einer Einladung des Oberkonsistorialrats Körner nach Leipzig und Dresden zu folgen, war er so entmutigt, daß er sich ernstlich mit dem Gedanken trug, das juristische Studium als Broterwerb wieder aufzunehmen. Die Hochherzigkeit des neuen Freundeskreises ermöglichte es ihm aber, bis 1787 in behaglichem Asyl ohne Sorge ums tägliche Brot seinem dichterischen Schaffen und seinen Studien obzuliegen. Schiller bezeichnet diese Dresdener Zeit selbst als die glücklichste seines Lebens.

Aus dieser Idylle aber mußte er sich wieder losreißen, und der Kampf begann von neuem. Zwar wurden ihm jetzt Ruhm und Ehren reichlich zuteil. Die Beziehungen zum Weimarer Hofe wurden enger, und der Vermittelung Goethes, damals Minister des jungen Herzogs, gelang es, unserem Dichter 1788 eine Lehrstelle für Geschichte an der Universität Jena zu erwirken. Das Einkommen war aber kärglich, und zu den pekuniären Schwierigkeiten gesellte sich noch schweres körperliches Leiden. 1791 erkrankte Schiller, der sich inzwischen mit Charlotte v. Lengefeld verheiratet hatte, so schwer, daß er seine Lehrtätigkeit aufs geringste einschränken mußte. Nur durch freiwillige Spenden von wohlhabenden Gönnern war es dem Dichter möglich, die äußerste Not von seinem Haushalt abzukehren. Kümmerlich blieb Schillers Einkommen sein ganzes Leben lang. Erst 1804 bezifferte sich sein festes Gehalt auf 800 Taler. Damals pries er sich glücklich, endlich ruhig in die Zukunft schauen zu können. Doch der Tod, der schon vor 13 Jahren mit knöchernem Finger an seine Tür geklopft, hatte die ganze Zeit auf der Lauer gelegen. Während der langen Jahre kränkelte der Dichter fortwährend. Man muß die Energie des Willens bewundern, der sich den hinfälligen, schmerzdurchwühlten Leib zu Diensten zwang, um die Geisteswerke zu vollenden, die wir dankbaren Herzens heute bewundern. Noch in den letzten Tagen seines Lebens schleppte sich der kranke Dichter in schlafloser Nacht zum Schreibtisch, um mit zitternder Hand Ewigkeitsgedanken aufs Papier zu bannen. Am 9. Mai erlosch nach unsäglich schweren Leiden die Fackel seines Genius. Der Lorbeer, den wir ihm widmen, deckt die Dornen einer Marterkrone. E. B.

Schiller-Erinnerungen.

Charakter-Studien.

Bei der Gestaltung seiner dramatischen Pläne hatte Schiller mehr als einmal das Bedürfnis, den Verkehr mit Menschen zu pflegen, um Stoff und Anregung zu finden. So schreibt er einmal an seine Gattin: „Manchmal versinkt meine Seele ganz in der Einförmigkeit ihrer Beschäftigungen. Frisch und kräftig wird das innere Leben des Geistes nur durch die Reibung mit anderen. Es ist mir aber nicht immer gegeben, erst die Hebamme eines anderen zu machen, wenn ich nach einem erfrischenden Umgang schmachte.“

Eine Kritik.

Ein junger Reimschmied brachte Schiller eines Tages eins seiner Erzeugnisse mit der Bitte, ihm darüber seine Meinung zu sagen. Schiller entsprach dem Wunsche und unterstrich zugleich die ziemlich zahlreichen Mängel. Einige Tage später fand sich der Dichterling abermals ein und legte sein verändertes Machwerk vor. „Viel besser allerdings“, nickte Schiller, „aber, lieber Freund, aus einem Holzapfel wird auch durch noch so sorgfältiges Feilen keine Ananas.“

Dichter und Schauspieler.

Genest, ein von Schiller besonders geschätzter Schauspieler, dem er viel Vertrauen entgegenbrachte und den er mit Vorliebe als Regisseur bei den dramatischen Proben verwandte, meint in einer hinterlassenen Niederschrift: „Er war eben einer, dessen Milde und Liebenswürdigkeit ganz unwiderstehlich jeden anzog, der das Glück hatte, in seiner Nähe weilen zu dürfen. Er war für mich der Stern einer milden Sommernacht, zu dem ich mit unbegrenzter Verehrung aufblickte, während mich Goethe öfters die Mittagshitze einer Julisonne empfinden ließ.“

Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt.
(Die Piccolomini, 3. Akt, 4. Auftritt.)

Schiller am Skattisch.

Erlauschtes und Erlebtes von A. M. v. Kersten.

Nicht daß Schiller dem urdeutschen Wenzelspiel gehuldigt habe, soll vorstehende Ueberschrift besagen. Sondern daß kein Dichter so im Munde unseres Volkes lebe, wie Friedrich Schiller, sollen nachstehende Zeilen beweisen. Sie sind das Ergebnis einer Beobachtung, die ich jüngst in meinem Stammlokal gemacht, in der Nähe eines Skattisches, den vier schlichte, wackere Bürger besetzt hatten. Sie alle haben nur die hohe Schule des Lebens besucht; die Werke Schillers gehörten nicht zu ihrem ständigen geistigen Verkehr. Dennoch ist ihre Gedankenwelt von Bruchstücken aus Schillers Schriften gleichsam gespickt, daß sie ihn mit Vorliebe zitieren, auch wenn der Ursprung der Zitate ihnen nicht bekannt ist. Und was ich jüngst erlauscht und erlebt, will ich hier niederlegen und damit ein eigenartiges „Gedenkblatt“ zum Schiller-Jubiläum stiften. Und nun:

Hans und Paul sitzen am Stammtisch. Sie fühlen sich zu Zweien vereinsamt. Zum Skat gehören doch mindestens drei, schon seit des Cheruskers Armin Zeiten. Eigentlich sogar vier. Der dritte Mann ist eine unentbehrliche Notwendigkeit, der vierte erst schafft den angenehmen Luxus, denn er ermöglicht eine Unterbrechung ohne Pause, eine Ruhe ohne Aufhören des Interesses. Hans und Paul verschmähen es nicht, sich zu dreien mit den vier Wenzeln zu beschäftigen, aber zu vieren ist es ihnen behaglicher. Heute zögert der Dritte, und Hans, der Cholerische, möchte keine Zeit verlieren. „Was tun? spricht Zeus“ redet er den Gefährten an, der auch keinen Rat weiß.

An den verwaisten Tisch, der in aller Stummheit zum Himmel klagt und um fallende Blätter bittet, als ob diese ihn an die Zeiten erinnerten, da er noch eigene Blätter trug, tritt Friedrich. Sein narbengezeichnetes Gesicht macht ihn als Kommilitonen kenntlich und ist genügende Einführung.

„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte.“

Daß es sich um den Skatbund handelt, der für den internationalen Dreibund vorbildlich gewesen, ist selbstverständlich.

„Des freut sich das entmenschte Paar.“

Hans und Paul sagen das nicht mit Worten, aber ihre Mienen sprechen es aus, verständlich genug für den, dem es gilt. Dieser begegnet der Zuversicht mit Zuversicht. „Ich fühle eine Armee in meiner Faust“, ruft er jenen zu, und „ich werde fürchterlich Musterung halten“. — „Dein Register hat ein Loch“, erwidert Hans, und Paul, das ältere Semester, meint skeptisch: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort“.

Die Vorstellung ist beendet, die Karten sind zur Stelle. Gerade da eine Hand sich zum Mischen ausstreckt, erscheint Heinrich, der Säumige. „Heinrich, mir graut vor dir“, würde der Gruß an ihn gelautet haben, wenn das Wort nicht von Goethe wäre. Um Schillers willen wird ihm mit höflichem Verzeihen begegnet: „Spät kommt ihr, doch ihr kommt“.

Das Spiel beginnt, sein Eifer erwacht, und der Kiebitz findet sich ein. Er wird schlecht behandelt, mit — Deutlichkeiten bedacht, aber im Grunde hat er das beste Teil erwählt. Denn es dauert nicht lange, so spielt der Spieler für die Korona, d. i. für den Kiebitz, und kein Tragöde buhlt so um die Gunst des Publikums, wie der Skatspieler um den Beifall des Kiebitz. Was beide nicht hindert, das Publikum, das mit Beifall kargt, zu verachten. Der Spieler ist eben überall derselbe.

Friedrich ist Mittelhand. Ein schwaches Spiel, das nur durch verschlagene Kunst zu gewinnen ist. Treff-Zehn und Treff-Dame machen ihm Sorge. Wenn ihn der Gegner hier „schneidet“, so ist's aus. Und Paul, der Verschmitzte, kommt mit dem Treff-König heraus. „Was wolltest Du mit dem Dolche?“ fragt Heinrich. Doch gerade weil Paul der Verschmitzte ist, der schon manchesmal „gealtenburgert“, d. h. unter dem eigenen As den König ausgespielt hat, winkt Rettung. Friedrich legt seine Zehn auf den König, und die Gefahr ist vorüber. „Spiegelberg, ich kenne dich“ — ruft er, und Paul ist tief gekränkt, daß seine Methode durchschaut worden. Ihm bleibt nur die Drohung, von der er selbst weiß, daß sie keine Schrecken hat: „Das sollst du am Kreuze bereuen!“

Die Revanche bleibt gleichwohl nicht aus. Der Erfolg verführt Heinrich, seinem Stern über Verdienst zu trauen. Er tourniert und muß bekennen, daß er sich „überreizt“, d. h. das angenommene Spiel zu hoch bewertet hat, und darum als doppelt verloren gelten lassen muß. Er quittiert Paul, der ihn verlockt hat, mit anerkennendem „Du hast's erreicht, Oktavio“. Paul aber gedenkt übermütig früherer ähnlicher Erfolge und kann sich nicht versagen, den Freund daran mit der Bemerkung zu erinnern: „Legt's zu dem übrigen“.

Es kommt zum „Ramschen“. Das soll eine Strafe für den „Maurer“ sein, der auch eine gute Karte verpaßt, um im Hinterhalt auf den kühneren Spieler zu lauern. Doch der „Schieberamsch“, der die Skatkarten der Vorhand zuweist und in wechselnder Gestalt bis zur Hinterhand gelangen läßt, ruft manchmal erstaunlichen Wandel hervor, belohnt den „Maurer“ noch und weist die meisten Verlustaugen dem zu, der zuvor die schlechteste Karte hatte. Vergeblich beschwört er die Freunde „laßt genug sein des grausamen Spiels!“ Hat er sich glücklich vom Stich freigemacht, so wird er ihm schnell und tückisch wieder zugeschoben; mit fälschender Bedeutsamkeit wird ihm dabei zugerufen: „Zurück, du rettest den Freund nicht mehr“, und der billige Trost klingt an sein Ohr: „Da rast der See und will sein Opfer haben“. Ihm freilich hat sich im lieben Gemüt die beruhigende Ueberzeugung aufgetan, daß er nicht durch seine Schuld zu Schaden gekommen, sondern durch der andern Unverstand. Hätten diese nur richtig und nach den Regeln der Kunst gespielt, er wäre nicht bloß unbesiegt, nein, als „Jungfer“ vom Kampfplatz gegangen, was eine beneidete Ehre ist. Doch die Banausen verstehen eben vom feinen Spiel nichts, und — „mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens“. Das sagt er natürlich nicht laut, er murmelt es nur vor sich hin, gerade so, daß die andern es nicht durchaus verstehen müssen.

Das Unerhörte ereignet sich: der Kiebitz wird um seinen Rat angegangen. Das Unglaubliche geschieht: der Kiebitz lehnt die Raterteilung ab. „Ich habe hier nur ein Amt und keine Meinung“, sagt er. Er weiß in seinem Herzen, daß den schlechten Rat der Beratene, den guten Rat die andern ihm übel nehmen, er kennt auch die schönen Sprüche und Regeln, die zornige Spieler für den Kiebitz ersonnen haben. Er hat's aber wieder nicht getroffen, auch seine korrekte Ablehnung wird ihm verargt, und der eben noch so freundliche Ratsbittsteller läßt dem Gehege seiner Zähne eine Aufforderung entfliehen, die trotz aller Klassizität noch nicht salonfähig geworden ist, und die wir auch schon darum nicht wiedergeben mögen, weil sie nicht von Schiller ist. Kiebitz fühlt sich beleidigt, ernstlich beleidigt. Er erhebt sich — „Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder“. Dem Scheidenden folgt kein Bedauern. Dem Kiebitz flicht auch die Mitwelt keine Kränze.

Der Anstifter des Unheils hat kaum bemerkt, was er angerichtet. Er hat den Grand ohne Vier angenommen, in Aengsten und Kummer ihn knapp gewonnen, um beim letzten Stich zu merken, daß der „liegende“ Alte ihn um drei Fünftel des Preises gebracht hat. „Und darum Räuber und Mörder!“

Das Spiel ist zu Ende. Nur die Verlierer möchten es noch fortsetzen, wobei sie merkwürdigerweise eine Begründung anführen, die ihnen fern liegen sollte: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde“. Der eine zahlt und charakterisiert den Zustand seines Geldbeutels mit den Worten: „Leergebrannt ist die Stätte“. Dem andern ist's noch schlimmer ergangen, so daß er zu philosophischen Betrachtungen reif wird: „Der Uebel größtes aber ist die Schuld“.

Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.
(Braut von Messina.)

Druck und Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., Thorn. — Verantwortlicher Redakteur: A. Schacht, Thorn.

FÜR DIE FAMILIE

Nr. 108 1905.

Tägliche Unterhaltungs-Beilage zur Thorner Zeitung.

Das Geheimnis des Erfinders.

Kriminal-Roman von Max Hoffmann.

(29. Fortsetzung.)

Der Unglückliche wälzte sich unruhig hin und her. Er kämpfte offenbar mit einem schweren Entschluß. Dann aber nahm er seine ganze Kraft zusammen, schloß die Augen und ächzte: „Ich war es ganz allein.“

„Großer Gott!“ rief Breitach, „Sie sind ein größerer Schurke, als ich dachte. Wie konnten Sie sich durch niedrige Habsucht zu einer so entsetzlichen Tat hinreißen lassen?“

„Ja, ich habe die schmählichsten Vorwürfe verdient,“ bekannte der Engländer zerknirscht, „aber ich war nicht von so niedriger Gesinnung, wie Sie mir vorwerfen. Hören Sie erst alles, bevor Sie mir fluchen!“

Ein furchtbarer Hustenanfall erschütterte ihn, zwischen seinen dünnen Lippen zeigten sich Blutstropfen, und er wand sich in Schmerzen. Wenn etwas das Gefühl des Zorns und der Verachtung in Breitach dämpfen konnte, so war es der Anblick der Leiden dieses elenden Menschen, der in kurzem vor einem höheren als einem irdischen Richter erscheinen sollte.

„Von Jugend auf,“ fuhr er endlich fort, „beschäftigte ich mich mit Erfindungen aller Art. Ich hatte auch Erfolge aufzuweisen und einen mäßigen Wohlstand erlangt, aber das war doch alles geringwertig, während mein Ehrgeiz und meine Sucht nach großem Reichtum doch nur durch eine epochemachende, weltbewegende Erfindung befriedigt werden konnten. Da fielen mir eines Tages in den Fachzeitschriften die kurzen Berichte über Ihre Arbeiten auf. Ich erkannte sofort, daß hier etwas Außerordentliches bevorstand, und verfolgte mit nagender Eifersucht den Fortgang Ihrer Bemühungen. Ich versuchte selbst nach den Andeutungen, die in jenen Artikeln enthalten waren, eine neue Maschine herzustellen, aber es gelang mir nicht. Niedergeschlagen durch meine Mißerfolge, wandte sich mein Herz langsam der List zu, und ich trug mich eine Zeitlang mit dem Gedanken, als Arbeiter in Ihre Fabrik einzutreten und Ihnen verstohlen Ihre Geheimnisse abzulauschen. Eine ganze Weile hörte ich dann nichts mehr von Ihnen und triumphierte schon in dem Gedanken, daß auch Sie an einem toten Punkt angekommen seien, über den Sie nicht hinauskönnten. Ich sollte nur um so unangenehmer aus meiner Ruhe aufgerüttelt werden; denn ich vernahm, daß die baldige Vollendung Ihrer Maschine bevorstände. Da hielt es mich nicht länger in England, und da ich ganz allein in der Welt stehe und keine Angehörige habe, so reiste ich nach Berlin, um mich mit Ihnen in Verbindung zu setzen. Es gelang mir rasch, in Fachkreisen bekannt zu werden, und so kam es, daß ich eine Einladung zu einer Vorführung von Ihnen erhielt. Das Weitere wissen Sie.“

Er kehrte sich wieder nach der Wand zu, aber Breitach konnte sich damit nicht zufrieden geben.

„Sie vergessen die Hauptsache!“ mahnte er. „Die Aufklärung, wie Sie zu jener entsetzlichen Tat gekommen sind.“

„Wenn etwas zu meiner Entschuldigung angeführt werden kann, so ist es der Umstand, daß man mir mit offenen Armen entgegenkam. Ihr Assistent war ein böser Dämon,“

„Sie wagen es, Ihr bedauernswertes Opfer noch zu beschimpfen?“

Blackford-Cowles wandte sich mit schmerzlichem Ausdruck wieder um. „Gnade!“ winselte er. „Haben Sie Erbarmen mit mir! Quälen Sie mich nicht noch, ich selbst habe es schon zur Genüge getan. Ich bin kein niedriger Mörder, es war nur Zufall, daß es so kam, wie es gekommen ist.“

Seine Augen schienen zu verglasen und blickten starr; der ganze Vorgang jenes schrecklichen Abends zog noch einmal an ihm vorüber, als er mit hohler Stimme erzählte:

„Kaum war ich in mein Hotel zurückgekehrt, so wurde ich von dem Italiener antelephoniert. Er erklärte mir, daß die Ueberlassung der Maschine ganz von ihm abhänge, und daß er bereit sei, den Vermittler zu machen. Ich war überrascht, durchschaute aber sofort, daß er hinter Ihrem Rücken ein Geschäft zu machen gedachte. Doch was ging das mich an, wenn ich nur eine genaue Kenntnis von allem bekam. Wir verabredeten schließlich, daß ich ihn an demselben Abend besuchen sollte, das übrige sollte ich ihm überlassen. Als ich zu ihm kam, tat er erst sehr geheimnisvoll, er schämte sich wohl selber ein wenig. Endlich aber wurden wir über eine Summe, ich glaube, es waren fünf Millionen Mark, einig.“

„Konnten Sie so viel zahlen?“

„Das ist es ja eben! Wir betrogen uns von Anfang an gegenseitig. Er wollte mir vermutlich, wie ich nachher merkte, unwesentliche Zeichnungen und Berechnungen ausliefern, und ich wollte ihm eine wertlose Anweisung aushändigen, denn ich handelte auf eigene Faust und war gar nicht Abgesandter von Beresman und Kompagnie. Wir gingen also nach dem Maschinenhaus. Als ich merkte, wie er mich hintergehen wollte, griff ich kurz entschlossen zu, raffte die wertvollen Schriftstücke an mich und wollte von dannen eilen, in der sicheren Annahme, daß er mir nicht folgen würde, weil er sich doch selber vor einer Entdeckung hüten mußte. Aber er folgte mir doch, es kam zu einem kurzen Wortwechsel, er wurde handgreiflich, ich wehrte mich, da stach er mit seinem Dolch nach mir und traf mich ins Gesicht. Sie sehen die Spur dieser Verwundung. Ich mußte an meine Verteidigung denken, entriß ihm den Dolch, und während einer unglücklichen Wendung, die er machte, fuhr ihm die haarscharfe Waffe bei dem Ruck, mit dem ich sie ihm entriß, in die Brust. Er sank lautlos zusammen und war sofort tot. Was sollte ich machen? Ihn liegen lassen? Dann wurde die Tat womöglich gleich entdeckt. Da kam mir der teuflische Gedanke, ihn in das Maschinenhaus zu tragen, die Maschinen in Gang zu setzen und eine Explosion herbeizuführen. Ich wußte, daß der noch übriggebliebene überflüssige Dampf mit neuem Dampf vermischt gefährlich werden konnte, und nachdem ich den Toten nach der kleinen Kammer geschafft, die Maschinen tüchtig angeheizt und die Ventile geschlossen hatte, eilte ich weg. Bei einem Heilgehilfen, dem ich vorredete, daß ich in die Glasscheibe meiner Droschke gefallen wäre, ließ ich mich verbinden, hörte dort den Knall der Explosion, fuhr nach meinem Hotel und begab mich noch in der-

selben Nacht auf den Weg nach England. In verhältnismäßig kurzer Zeit hatte ich die Maschine nach den Plänen hergestellt und bot sie nun der englischen Regierung an. Leider mit geringem Erfolg. Da wandte ich meinem Vaterland grollend den Rücken und fand in Frankreich bereitwilligeres Entgegenkommen. Die Verhandlungen wurden geheim geführt; aber es war möglich, daß Sie davon hörten, und um Ihre Aufmerksamkeit abzulenken und den Verdacht zu erwecken, daß jener Italiener dahintersteckte, verbreitete ich das Gerücht, er sei noch am Leben. — Und nun — lassen Sie mich — sterben — es ist mit mir — zu Ende!"

Er schwieg erschöpft. Offenbar fühlte er sich durch die Mitteilung des düsteren Geheimnisses, das sein Gewissen belastet hatte, von einem schweren Druck befreit.

Ein krampfhaftes Zucken schüttelte ihn. Dann bäumte er sich mehreremale auf, fiel heftig zurück, und ein Zittern lief über seinen Körper.

Breitach blickte entsetzt hin, aber Schwarze nahm ihn sanft bei der Hand.

„Das ist der Tod!" sagte er leise. „Hier ist nichts mehr zu machen."

Eben wollten sie beide hinausgehen, da wurden draußen stompfende Schritte wahrnehmbar, die Tür wurde hastig aufgerissen, und eine lange, hagere Gestalt im Lodenanzug und bloßen Kopf, einen großen Bergstock in der Hand, wurde sichtbar.

„Schau'ns, bin halt der Doktor. Wo haben's denn den Patienten? Oho, seh' schon!"

Er fühlte den Puls, legte das Ohr an die Brust des Toten und richtete sich dann entrüstet empor.

„Was soll aber dös? Holt mich der Schlankel eines Toten halber den Weg 'nauf wegen nix und wieder nix? Was soll nu dös?"

„Bitte, Herr Doktor," erklärte Breitach, „als ich Sie rufen ließ, lebte dieser Mann noch. Er ist eben erst gestorben. Und was das Honorar anbelangt, so sollen Sie Ihren Weg natürlich nicht umsonst gemacht haben."

„Nu, nu,'s is nicht wegen meiner, aber für die Ortsarmen spendet' ich gern, wenn ich's hätt'."

„Haben Sie keine Sorgen! Ich übernehme die Erledigung aller pekuniären Angelegenheiten."

„Dös is gut! Dös is schön! B'hüt Ihna Gott!"

„Und der Tote? Was wird aus ihm?"

„Ja so! Werd' Träger 'nauf schicken, die die Leich' ins Tal tragen. Wär' nicht die erste."

Er wandte sich zum Gehen.

„Sie vergessen Ihren Hut, Herr Doktor!" erinnerte Schwarze.

„Hut? Ist zu nix nütz'. Braucht man nimmer. Trag' Sommer und Winter keinen."

Er stampfte hinaus, und gleich darauf sahen sie ihn auf dem Gebirgspfad wieder zurückwandern, wie er gekommen war: ohne Kopfbedeckung, nur mit einem kräftigen Bergstock versehen.

„Welch ein Gegensatz!" sagte Schwarze, als er ihren Blicken entschwunden war. „Hier ist der Mann der Praxis, ein toter Bösewicht, der auf verbrecherischem Wege seinem Ziele nachjagte, und dort der Mann der Wissenschaft, der sich unter verbauerter Hülle ein goldenes Herz bewahrt hat und selbstlos, unter körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen, seinem schweren Beruf nachgeht und dabei an die Ortsarmen denkt."

„Ja," bestätigte Breitach, „man sieht wieder: Nicht das Ziel macht den Wert des Lebens aus, sondern die Art, wie man den Weg zu ihm zurücklegt. Wenn man es dann auch nicht erreicht, etwas Wertvolles ist doch immerhin getan."

XVIII.

Es ist ein Jahr später in einer jener wundervollen Villen, die das Grunewald-Viertel im Westen Berlins so zahlreich schmücken. Frau Breitach ist soeben mit glückseligem Lächeln aus dem Schlafzimmer getreten, aus dem ein feines Kinderstimmchen erschallt, dessen acht Wochen alter Besitzer durch ein freundliches Mädchen zur Ruhe gebracht wird. Sie durchschreitet den ganz in Maigrün gehaltenen Musiksalon und tritt dann durch ein Wohnzimmer hinaus auf die große Loggia. Die weiche, gesättigte Stimmung eines stillen Herbstnachmittags liegt über der friedlichen Gegend. Fern über den dunklen Kiefern segeln am zartblauen Himmel kleine schneeweiße Wolken, während die mannigfaltigen Laubbäume der Anlagen, die sich ringsum erstrecken, so ruhig dastehen, als wenn sie ein ernstes Geheimnis zu belauschen hätten. Die glückliche Mutter läßt ihre hlleen, strahlenden Augen über die schöne Umgebung schweifen und beugt sich dann lauschend vor. Sie hat Pferdegetrappel aus der Ferne erkannt. Bald rollt eine stattliche Equipage heran, und ihr entsteigt Breitach, der schon von unten fröhlich heraufwinkt. Mit schnellen, elastischen Schritten eilt er die mit einem dicken, dunkelroten Plüschteppich belegten Marmorstufen hinauf und begrüßt sein blühendes Weib mit einem so innigen Kuß, als wenn er noch ein ganz junger Bräutigam wäre.

„Dir geht's gut, wie ich sehe. Und was macht Hellmut?"

Er will nach dem Schlafzimmer eilen. Sie hält ihn zurück. „Bitte, Konrad, störe ihn nicht! Er schläft jetzt."

„Da hab' ich's ja wieder!" ruft er mit lachender Entrüstung. „Nicht einmal seinen Sohn darf man begrüßen, wenn man sich beinahe den ganzen Tag in der Fabrik abgemüht hat! Nun, hoffentlich befindet er sich doch wohl?"

„Ausgezeichnet! Der kleine, pausbackige Engel entwickelt einen Appetit —" sie errötete sanft.

„Freut mich! Freut mich!" unterbricht er sie und lenkt rasch auf ein anderes Thema über. „Mathilde wird doch für die Bewirtung am heutigen Abend gut gesorgt haben? Es wundert mich übrigens, daß deine Freundin noch nicht hier ist. Ich dachte, ihr würdet beim Kaffee ein wenig plaudern."

„Du weißt doch, daß Frieda den weiten Weg von ihrer Tiergartenwohnung bis hierher am liebsten an der Seite ihres Gatten zurücklegt. Sie hat dann wenigstens Gelegenheit, sich mit ihrem vielbeschäftigten Mann wieder einmal ungestört unterhalten zu können. Und was macht die Fabrik?"

„O, du würdest unseren einstigen Wohnsitz jetzt gar nicht wiedererkennen, so verändert ist er! Du erinnerst dich, daß ich, als wir im Frühjahr dieses Heim bezogen, die alte Villa sofort niederreißen ließ. Auch der Garten ist vollständig verschwunden, und der ganze Raum wird jetzt bis zur Straßenfront von Gebäuden eingenommen, die der Arbeit gewidmet sind. Du kannst dir wohl vorstellen, daß es beinah eine kleine Stadt geworden ist, in der Feuer, Dampf und Rauch eine große Rolle spielen und das Pochen und Hämmern vom Morgen bis zum Abend ertönt. Und trotzdem wir den dreifachen Betrieb gegen sonst haben, kann ich doch kaum den sich häufenden Aufträgen nachkommen."

(Fortsetzung folgt.)

Durch Nacht zum Licht!

Novelle von L. Bergheim.

„Was meinst du dazu, Käthe? Soll ich das Stück bringen?"

Keine Antwort.

„Ich bitte dich, liebe Frau, sag' mir doch deine Meinung. Ich will gern deinem Rat folgen, und vielleicht wäre es auch früher manchmal besser gewesen, wenn ich auf deine Worte mehr geachtet hätte, aber das Publikum, liebe Käthe, dieses wankelmütige, launische Publikum, — wie kann man es ihm recht machen?"

„Ich wüßte nur eine Antwort, Heinrich."

„Und die wäre —?"

„Ja!"

Heinrich Warnsdorff atmete erleichtert auf, als seine Frau so seine Frage entschieden hatte —, es war nur eine geschäftliche Angelegenheit, die aber doch seinem Herzen sehr nahe ging.

Heinrich Warnsdorff war Direktor des Stadttheaters in Altenhagen, und seine Geschäfte waren in letzter Zeit recht schlecht gegangen. Nichts hatte mehr so recht einschlagen wollen. Ein Stück nach dem anderen hatte er aufgeführt, und recht kostspielige Aufführungen waren es größtenteils gewesen, aber keins hatte dem Publikum gefallen, und als Geschäftsmann, der rechnen mußte und konnte, gab sich Warnsdorff keiner Täuschung darüber hin, daß sein finanzieller Ruin unausbleiblich sei, wenn nicht bald eine Wendung zum Besseren eintrete.

In der Pause, die dem entscheidenden Worte seiner Gattin folgte, flogen Warnsdorffs Gedanken zu jener Zeit zurück, in der Abend für Abend sein Theater bis auf den letzten Platz gefüllt war, und in der in seinem kleinen Heim ungetrübtes Glück herrschte. Was kann sich doch alles in ein paar kurzen Monaten ändern! Damals war seine Tochter Lotte, das Licht seines Lebens, gesund und kräftig und eine hoffnungsvolle Schauspielerin an einem Theater der Residenz. Jetzt aber hatte ein furchtbares Unglück ihr Lebensglück vernichtet und sie dem Berufe entrissen, den sie so sehr liebte und in dem sie es so weit hätte bringen können. Eines Abends sprang auf der Bühne die Glocke einer elektrischen Bogenlampe, und ein glühendes Stäubchen, das dem armen Mädchen ins Auge flog, beraubte sie ihres Augenlichtes. Zwar nur zeitweilig, wie man anfangs hoffte, später aber sprachen die Aerzte das furchtbare Urteil aus: „Für immer!" Ach, welch entsetzliches Unglück, ein einziges Kind, eine schöne und talentierte Tochter zu haben, die in ihrer Jugendblüte von dem furchtbaren Mißgeschick des Blindseins heimgesucht wird!

Warnsdorff, der sein Kind abgöttisch liebte, ging das Unglück sehr nahe. Möglich ist es auch, daß das die Schuld war, daß die Leitung seines Theaters vielleicht nicht in derselben zielbewußten und geschäftsklugen Art wie bisher geführt wurde; sicher ist es aber, daß das Glück seinem Hause den Rücken gekehrt zu haben schien, und daß für den unglücklichen Direktor der Bankerott unvermeidlich war, wenn ihm nicht in allernächster Zeit ein großer Erfolg beschieden sein sollte.

Mit Gewalt munterte sich Warnsdorff aus seinen Träumereien auf. Noch war er nicht besiegt, und noch fühlte er sich mutig genug, den Kampf mit dem Schicksal aufzunehmen. Die nächste Première sollte ihn für alle Verluste der letzten Zeit entschädigen. Er hatte ja früher an seinem Theater Geld verdient, er würde auch wieder welches damit verdienen — daran zweifelte er nicht.

Er ließ seine Blicke durch das Zimmer gleiten und seine Augen blieben an einem Manuskripte haften, das auf einem kleinen Tische lag.

„Morgen schon, liebe Käthe, soll mit dem Einstudieren des Stückes begonnen werden." Er nahm das Manuskript zur Hand.

Seine Frau sah ihn aufmerksam an, und ihre Stimme zitterte etwas, als sie ihn fragte: „Wie willst du es denn besetzen, Schatz?"

Heinrich Warnsdorff sah sie an und antwortete: „Ja, das macht mir auch viel Kopfzerbrechen und wie du wohl weißt, hat die Schwierigkeit der Rollenbesetzung mich bisher davon abgehalten, das Stück zu geben. Es muß ein „Schlager" werden, mein ganzes Vermögen möchte ich darum wetten, und dennoch tut es mir wehe, wenn ich daran denke. Du weißt das, liebes Frauchen, — nicht wahr, — du hast das schon längst gewußt?"

„Ja, Heinrich, ich wußte es, da du mich aber um meine Meinung gefragt hast, so mußte ich sie dir sagen."

„Und ich will auch deinem Rate folgen. Das Stück soll aufgeführt werden — es m u ß aufgeführt werden, aber — die Rolle — das blinde Mädchen Elsa — wen können wir die spielen lassen?"

Ein Theater-Direktor darf sich sentimentalen Regungen nicht hingeben, indessen schimmerte bei diesen Worten doch etwas wie eine Träne in Heinrich Warnsdorffs Augen. Das Stück, aus der Feder eines berühmten Schriftstellers, war eines der besten, das ihm je in die Hände gekommen war. Es hatte eine spannende Handlung, packende Szenen, eine schöne Sprache, und seine Aufführung erforderte auch nicht allzu große Kosten; die eine Rolle aber hatte so mächtige Gefühle in seiner Brust erregt, daß er sich vollkommen außerstande gesehen hatte, das Stück bisher aufzuführen. Seine arme, liebe Lotte! Sie immer vor Augen zu haben und dann sehen zu müssen, wie ihr furchtbares Gebrechen auf seiner Bühne nachgeahmt wird!

„Lieber Heinrich, die Frage läßt sich leider nicht umgehen."

„Das weiß ich nur zu gut. Es ist eine so schöne Rolle, und ihre Darstellerin würde eine Gage beanspruchen, wie ich sie jetzt beim besten Willen nicht zahlen kann. In unserer Gesellschaft haben wir niemand, der sie geben könnte, und ich wüßte auch sonst niemand."

„Ich sah einst Fräulein Bertens in einer ähnlichen Rolle — sie war großartig."

„Fräulein Bertens hat ein festes Engagement und kann daher nicht in Frage kommen. Wir müssen das Stück gleich geben. Das Beste wäre ja, wenn ich nach der Residenz fahren und mich bei den dortigen Theateragenten ein bischen umsehen könnte. Dazu habe ich aber keine Zeit. Die Rolle ist ja sehr schwierig, aber sie gibt einer Schauspielerin auch Gelegenheit zu zeigen, was sie kann. Sie läßt Tränen fließen und ermangelt auch nicht leidenschaftlicher Ausbrüche, und dabei die Sympathie des Publikums, die schon von vornherein dem armen, blinden Mädchen gehört. Ja, mit so einer Rolle kann eine Schauspielerin ihr ganzes Lebensglück begründen. Aber wen — wen können wir dafür haben?"

Kaum hatte Warnsdorff zu sprechen aufgehört, als sich draußen vor der halbgeöffneten Tür ein leichter Schritt und das Rauschen eines Kleides vernehmen ließen. Die Tür wurde geöffnet, und ein junges, hübsches Mädchen trat behutsam ins Zimmer.

„Lotte!"

„Ja, ich bin schon vor ein paar Minuten gekommen, ich wollte dich aber nicht stören und blieb auf der Schwelle stehen. Lieber Papa, ich bitte dich, tu mir einen großen Gefallen. Gib mir die Gelegenheit, mein Glück zu machen, und laß mich die Rolle der Elsa im neuen Stücke spielen."

Heinrich Warnsdorff und seine Frau warfen einander verwunderte Blicke zu.

Endlich fand Warnsdorff Worte. „Meine liebe, gute Lotte, das ist ja unmöglich, ganz unmöglich!"

„So etwas darfst du nicht sagen, Papachen, ich glaube durchaus nicht, daß es so unmöglich ist. Ich habe das Stück gelesen — ach ja, damals schon, ehe mich das Unglück traf — und wenn Mama so gut sein will, mir beim Studieren nur ein klein wenig helfen, wird es gar nicht lange dauern, bis ich meine Rolle gelernt habe. Und was das übrige anbetrifft, so hast du ja selber immer gesagt, daß ich eine ganz tüchtige Schauspielerin wäre, und d i e Rolle „liegt" mir doch gewiß."

„Nein, liebes Mamachen," fuhr das Mädchen fort, „du darfst erst gar nicht versuchen, mich davon abbringen zu wollen. Ich weiß, daß ich Euch um einen großen Gefallen bitte — ich hab' ja das schon gesagt, — denn es ist eine so schöne Rolle, Ihr dürft aber nicht glauben, daß ich ihr nicht gerecht werden würde."

„Aber bedenke doch, mein liebes Kind —", vor innerer Bewegung war Frau Warnsdorff kaum imstande zu sprechen —, „wie kannst du — wie soll es dir möglich sein, deinen Weg auf der Bühne durch die vielen Türen zu finden und so oft abzugehen? Denke doch an die Gefahr, die dir droht, an die furchtbare Angst, in der Papa und ich sein würden."

„Aber deswegen, liebes Mamachen, braucht ihr euch wahrlich nicht zu ängstigen," antwortete das Mädchen rasch. „Ihr wißt noch gar nicht, wie geschickt ich geworden bin. Seht doch nur, wie sicher ich mich hier zu Haus bewegen kann. Du brauchst mich nur ein paarmal auf der Bühne herumzuführen, liebe Mama, und du kannst dich darauf verlassen, daß ich dann später nie einen Fehler machen werde. Uebrigens erinnere ich mich auch, daß Elsa oft sitzt und sich in vielen Szenen gar nicht bewegt."

„Lieber Heinrich —", wandte sich Frau Warnsdorff an ihren Mann, „was sollen wir tun?"

„Lieber Papa, ich bitte dich, gib mir die Rolle."

„Ich will dir was sagen, Käthe," wandte sich der Direktor an seine Frau. „Lotte soll auf die Probe kommen, wir wollen die Rolle mit ihr durchgehen, und wenn es sich irgendwie tun läßt, soll ihr ihr Wunsch gewährt werden. Tue ich recht? Bist du damit einverstanden? Du hast mich heute schon einmal beraten, tue es nochmals."

Das Mädchen küßte zärtlich ihre Mutter. „Sag' ja, liebe Mama," bat sie.

„Es soll so sein, wie es Papa bestimmt hat," antwortete Frau Warnsdorff in abgerissenen Worten. „Gebe Gott, daß kein Schaden daraus entsteht."

* * *

Der Abend der Premiere war gekommen, und das Stadttheater war ausverkauft — ganz Altenhagen schien da zu

sein, und voller Spannung erwartete man das Stück, von dem man vorher schon so viel gehört hatte.

Heinrich Warnsdorff schien sich diesmal in seinem Urteile nicht getäuscht zu haben. Zwei Akte waren bereits vorbei, und die Begeisterung des Publikums kannte keine Grenzen. Die neue Schauspielerin, „Fräulein Lotte Wegner“ wie auf dem Zettel stand, hatte mit ihrem Pathos und d[...]e Gewalt der Darstellung, die sie in der Rolle der blinden Elsa entfaltete, das Publikum mit sich fortgerissen, und wenn das Interesse bis zum Schlusse anhielt, so mußte das Schicksal des Stückes lauten: „Ein ungeheurer Erfolg!“ Aus dem Hintergrunde seiner Proszeniumsloge aus verfolgte Heinrich Warnsdorff mit gespanntester Aufmerksamkeit das Spiel seiner Tochter. Er durchlebte furchtbare Stunden. Ihn reute das, was er erlaubt hatte, ja, er schämte sich dessen. Sollte das Stück wirklich Erfolg haben, so mußte für diese Rolle sofort eine andere Künstlerin engagiert werden. Noch einmal wollte er die Qualen nicht durchmachen, zu sehen, wie sein armes Kind vor einem Theaterpublikum ihr Gebrechen zur Schau trug, während er, ihr Vater, daraus Nutzen zog.

Nach jedem Akt war er auf die Bühne gegangen, und sie hatte ihn immer zu beruhigen versucht: „Habe ich dir nicht gleich gesagt, liebes Papachen, daß ich die Rolle würde spielen können? Sieh' doch nur, wie gut das Publikum zu mir ist und wie beifällig sie das Stück aufnehmen! Das braucht man gar nicht zu sehen, um es zu wissen.“

Das Stück hatte vier Akte, und im dritten kam die große, tragische Szene vor.

Der Intrigant begeht einen Mord und entflieht von dem Orte der Tat — einem Zimmer in einem Landhause —, als plötzlich eine Frauengestalt schweigend ins Zimmer trat. In dem Glauben, daß seine verruchte Tat einen Zeugen hat, hält der Mörder inne — was soll er tun? In diesem Augenblick fällt ein heller Lichtstrahl auf das Gesicht des Mädchens, und er sieht, daß sie blind ist. Er schleicht sich hinweg, und während das Mädchen sich der Leiche nähert, fällt der Vorhang . . .

Der Akt nahm seinen Fortgang, und mit fieberischer Spannung verfolgte das Publikum jede Einzelheit. Und jetzt endlich kommt die große Szene. Warnsdorff hatte sich weit aus seiner Loge vorgebeugt, und seine Blicke schienen das Publikum zu verschlingen; er allein wußte, was jetzt kommen würde, er wußte auch, was alles davon abhing, und sein Herz schlug ihm, als sollte es zerspringen.

Die Bühne verfinsterte sich, und als jetzt der Mörder an sein Opfer tritt, geht die Musik in ein leises Tremolo über. Wenige Sekunden später ist der Mord geschehen, und der Mörder wendet sich zur Flucht. Das Publikum wagt kaum noch zu atmen. Im Hintergrund der Bühne werden jetzt die Umrisse einer weiblichen Gestalt sichtbar. Oh — der Mörder ist beobachtet worden, und der Rückzug ist ihm abgeschnitten! Doch nein, plötzlich erhellt ein Lichtstrahl das Gesicht des Mädchens, und als der Mörder die Worte: „Sie ist ja blind!“ leise spricht, herrschte eine Totenstille im Hause.

Warnsdorff sieht aber sofort, daß sich auf der Bühne etwas Außergewöhnliches zugetragen hat — etwas, das nicht probiert worden ist. Einen Augenblick hält seine Tochter die Hände wie zum Gebet gefaltet empor, und mit lauter, jubelnder Stimme schreit sie auf: „Nein, ich bin nicht blind, ich kann dich sehen!“ Dann fällt sie ohnmächtig zu Boden.

Rasch geht der Vorhang herunter, und das Publikum springt und applaudiert wie wahnsinnig. Denn einen solch realistischen und packenden Auftritt haben die Theaterbesucher in ihrem ganzen Leben noch nicht auf der Bühne gesehen, und auch kein so vollendetes Spiel. Das ist die allgemeine Meinung. Das Stück hat einen kolossalen Erfolg, und den glücklichen Direktor erwartet ein Vermögen.

Noch ist der Vorhang nicht ganz unten, als Heinrich Warnsdorff bereits auf der Bühne erscheint. Aber dennoch ist seine Frau ihm schon zuvorgekommen und hält ihre Tochter in den Armen.

An allen Gliedern zitternd und leichenblaß im Gesicht kommt es stammelnd aus dem Munde ihres Gatten: „Liebe Käthe, was ist denn vorgefallen?“

„Ein Wunder, Mann, ein Wunder. Gott hat unsere Bitten erhört und unsere Lotte aus Nacht zum Licht geführt.“

AUS DEM REICHE DES WISSENS

Der Begriff vom Weltall.

Ein Gelehrter hat in einer Mußestunde eine alte phantastische Frage wieder aufgenommen. Wenn ein Loch durch die ganze Welt gebohrt werden könnte, das durch deren Mittelpunkt geht und wenn man dann einen Stein herunterfallen ließe, was würde aus ihm werden? Eine geringe Ueberlegung zeigt, daß der Stein, wenn kein Luftwiderstand vorhanden wäre, durch das ganze Loch bis zur entgegengesetzten Seite fallen, aber wieder zurückkommen müßte. Somit würde er bei Ausschaltung jeglicher Reibung in dem Loch hin- und herreisen wie ein Pendel an seinem Faden. Seine Geschwindigkeit im Erdmittelpunkt würde etwa 8 Kilometer in der Sekunde erreichen, während sie am Ausgangs- und Endpunkt, also an der Erdoberfläche, gleich Null sein würde. Wäre die Erde hohl, so würde sich der Stein ebenso verhalten, aber eine sehr viel geringere Geschwindigkeit besitzen. Die Größe der Erde spielt dabei keine Rolle, denn wäre ihr Durchmesser mehrere Millionen Kilometer lang, so würde die Art der Erscheinung dieselbe bleiben. Diese Betrachtungen sind notwendig zum Verständnis einer Rechnung, die jüngst der berühmte Astronom Simon Newcomb aufgestellt hat. Man denke sich eine Masse, die den Körper unserer Sonne 500 Millionen mal übertrifft, und stelle sich ferner diese Masse in Gestalt einer Scheibe ausgebreitet vor, deren Durchmesser so groß wäre, daß das Licht 30 000 Jahre brauchte, um ihn zu durchlaufen. Dann würde ein von einem Rand der Scheibe bis zum anderen fallender Stein im Mittelpunkt eine Geschwindigkeit von 40 Kilometer in der Sekunde haben. Wir können uns dann einige Sonnen denken, die gleich diesem angenommenen Stein von einem Rand unseres eingebildeten Weltraums bis zum anderen reisen und ihre höchste Geschwindigkeit in deren Mittelpunkt erreichen. Einige von ihnen könnten allerdings zusammenstoßen oder in andere Bahnen gezogen werden. Wenn wir jedoch die höchste Geschwindigkeit eines reisenden Sternes als die einer Sonne nahe dem Mittelpunkt des Weltalls betrachten könnten, so vermöchte man die Masse des Weltalls zu schätzen. Einige Sonnen bewegen sich nun nachweislich mit einer Geschwindigkeit von über 300 Kilometer in der Sekunde. Danach würde die Gesamtmasse aller Körper unseres Weltalls die unserer Sonne 32 000 Millionen mal übertreffen.

Allerlei Wissenswertes.

Die sichtbare Bahn einer Sternschnuppe, die ein deutscher Gelehrter beobachtete, hatte eine Länge von 385 Kilometer, die Flugzeit betrug etwa 9 Sekunden, die mittlere Geschwindigkeit 42,8 Kilometer in der Sekunde, die mittlere Höhe der Flugbahn über der Erdoberfläche nur etwa 30 Kilometer.

*

Wird der Mensch im Alter kleiner? Der französische Arzt Dr. Parisot hat die Frage an einer größeren Zahl von Greisen im Alter von 64 bis 82 Jahren genauer untersucht. Die Greise waren im übrigen sämtlich gesund und aus dem Arbeiterstand hervorgegangen. Bei allen zeigte sich eine Abnahme der Größe, freilich in recht verschiedenem Grade, nämlich zwischen einigen Millimetern und 9 Zentimetern. Der Vergleich wurde durch die Größenangabe beim Eintritt in den Militärdienst ermöglicht. Die Aenderung der Körpergröße soll sowohl vom Alter als vom Beruf unabhängig sein. Einer der Greise hatte mit 85 Jahren nur 3 Zentimeter verloren, ein anderer mit 64 Jahren schon 9. Daß auch das Gewicht mit dem Alter abnimmt, ist schon eher bekannt und begreiflich, obgleich in dieser Hinsicht auch Ausnahmen vorkommen.